
ar
4-82
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Patrouille in der Ha-Long-Bucht



Foto: Ingo Scheffler

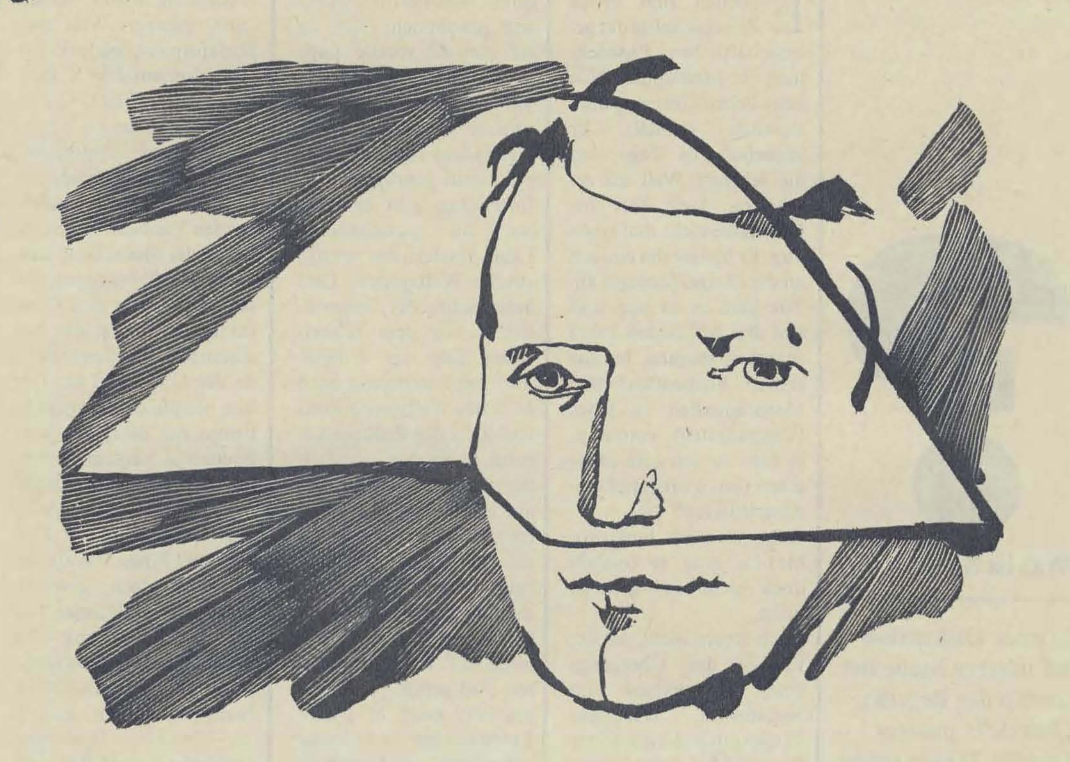


Was ist Sache?

In einer Diskussion auf unserer Stube fiel neulich der Begriff: Charakter unserer Epoche. Was versteht man darunter?
Soldat
Peter Graßmann

Epochen sind große Zeitabschnitte der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit. Nur beim lieben Gott ging alles ziemlich schnell: Er brauchte drei Tage, um die lebende Welt zu erschaffen. Und für den Menschen nicht mal einen Tag. Er hängte ihn einfach an die übrige Zoologie an. Wie kam es da nur, daß erst drei Milliarden Jahre vergehen mußten, bis die ersten hochentwickelten Menschenaffen in jenes Übergangsfeld eintraten, in dem sie sich zum Menschen (im Wortsinne) emporarbeiteten?
Ganz so rasch und problemlos ging es folglich doch nicht und geht es nicht.
Auch heute nicht, in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus. Deswegen ist dies auch nur die Kurzfassung. Sie hat charakterisierende Beinamen, die sowohl ihre Kompliziertheit als auch ihre aufsteigende Linie deutlich machen: Epoche des Kampfes der beiden entgegengesetzten Gesellschaftssysteme. Der sozialistischen Revolutionen und nationalen Befreiungsrevolutionen. Des Zusammenbruchs des Imperialismus und der Beseitigung des Kolonialsystems. Des Übergangs immer neuer Völker auf den Weg des Sozialismus. Epoche des Triumphes des Sozialismus und Kommunismus im Weltmaßstab.
Eingeleitet wurde die Epoche, in der wir leben, mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, deren 65. Jahrestag wir 1982 begehen. Erstmals hatte sich die Arbeiterklasse eines Landes von der Ausbeutung befreit, die politische Herrschaft angetreten und die Produktionsmittel in ihren Besitz genommen. Von da an war die soziale Lage der internationalen Arbeiterklasse – Hauptkraft unserer Epoche – nicht mehr allein durch den Kapitalismus geprägt.
Inzwischen gibt es nicht nur ein sozialistisches Land, sondern das sozialistische Weltsystem. Und beherrschte der Imperialismus vor dem historischen Sieg der UdSSR über den Faschismus noch 84% des Weltterritoriums und 92% der Erdbevölkerung, so ist sein unmittelbarer Machtbereich heute auf ein Viertel des Territoriums und weniger als ein Fünftel der Bevölkerung unseres Planeten zusammengeschrumpft. Der Sozialismus hat mittlerweile auf vier Kontinenten Fuß gefaßt. Und lebten 1919 noch 70% aller Erdbewohner in kolonial unterdrückten Ländern, so muß man heute schon eine Lupe hernehmen, um die wenigen verbliebenen Kolonien auf der Weltkarte zu finden. Schließlich: Gab es 1917 mit der KPdSU nur eine Kommunistische Partei mit 240000 Mitgliedern, so kämpften 60 Jahre später in allen Erdteilen schon über 90 Parteien mit mehr als 50 Millionen Kommunisten.
Kennzeichnend für den internationalen Klassenkampf in unserer Epoche sind die drei Hauptströme des revolutionären Weltprozesses: das sozialistische Lager, die Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Staaten und die nationale Befreiungsbewegung. Von ihrem gemeinsamen Kampf hängt die Umgestaltung der Welt ab, die Liquidierung des kapitalistischen Systems und der Sieg des Sozialismus im Weltmaßstab.
Dabei stehen wir an der vordersten Front. Denn „von unserer Welt des Sozialismus“, bewies Erich Honecker auf dem X. Parteitag der SED, „von ihrem Zuwachs an Kraft, Macht und Autorität“ geht „der entscheidende Einfluß auf die grundlegenden Veränderungen im Leben der Menschen“ aus, „jener Veränderungen, die mehr und mehr den Charakter unserer Epoche bestimmen“. In einer Zeit, da der USA- und der mit ihm verbündete Imperialismus der BRD den verzweifelten Versuch unternimmt, militärische Überlegenheit zu erlangen und den Sozialismus mit Gewalt und Krieg von dieser Erde zu tilgen, gewinnt gerade die soldatische Tat für die Bewahrung des Friedens und die Verteidigung der sozialistischen Errungenschaften enorm an Gewicht. Deswegen sind hohe Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft mehr denn je gefragt und gefordert. Damit befördern wir Soldaten des Sozialismus den weiteren Fortgang unserer Epoche.
Ihr Charakter und alles, was auf diesem Weg bisher erreicht worden ist, zeigen uns, daß wir die Sieger der Geschichte sind. Es gibt nur einen Weg – den nach vorn, in Richtung auf die menschliche Welt für alle. Dies aber ist kein einmaliger Schöpfungsakt. Dazu bedarf es weiteren harten Klassenkampfes, bei dem die Erfüllung unseres Klassenauftrages ein entscheidender Faktor ist.

Ihr Oberst
Karl Heinz Freitag
Chefredakteur



Der letzte Appell

Da stehe ich nun zum letzten Mal auf dem Appellplatz. Die fußballfeldgroße Aschenfläche ist mir in den letzten eineinhalb Jahren so vertraut geworden, daß ich glaube, jedes einzelne der kleinen rotbraunen Steinchen zu kennen.

Ich sehe diese Steinchen, und mir fällt ein, wie oft ich an warmen Sommerabenden den Fußball über sie hinwegtanzen ließ. Ich sehe diese Steinchen und erinnere mich, wie sehr ich sie verflucht hatte, als ich tausend Meter in Gefechtsausrüstung über sie hinwegrannte.

Und nun... nun stehe ich zum letzten Mal auf ihnen. Zum letzten Mal auch erschallt das Kommando: „Stillgestanden! – Richt euch!"

Die rechte Lust, dieses Kommando jetzt und hier auszuführen, hat keiner mehr. Zu oft war es schon erklungen. Letzte Meldung an den Regimentskommandeur:

„Genosse Oberst, Reservisten des Regiments zur Verabschiedung angetreten!"

„Guten Tag, Genossen Reservisten!" sagte er.

„Guten Tag, Genosse Oberst!" schallt es etwas spärlich zurück.

„Jetzt hält der auch noch eine Rede", wendet sich ein frischgebackener Resi zu mir. Ich wollte etwas erwidern, doch der andere sprach bereits mit einem ehemaligen Gefreiten. Vielleicht ist es mir auch recht so, daß ich nichts zu antworten brauche.

Jenes unbestimmte Gefühl in mir läßt es einfach nicht zu, daß ich etwas sage.

„... und wenn Sie nun in die Reserve versetzt werden, zu Ihren Familien, Ihren Freundinnen...", vernehme ich den Oberst. Dann ist es wieder still, und ich horche in mich hinein, versuche diesem eigenartigen Gefühl auf die Spur zu kommen, das mein Herz erfüllt.

Ist es Freude? Ja, natürlich ist es Freude. Wie sollte man auch nicht glücklich und zufrieden sein, wenn man seine Dienstzeit beendet hat, wenn all die Mühen und Anstrengungen der Vergangenheit angehören, wenn man mit Stolz auf seine Leistungen zurückblicken kann.

Ja, es ist Freude, die mich erfüllt. Was hat man sich nicht alles vorgestellt zu tun, wenn man wieder zu Haus ist, und wie man sich auf die Freundin oder die Frau freute... Und jetzt ist sie da, die Stunde, auf die man eineinhalb Jahre gewartet hat. Jetzt ist sie also da, und sie ist doch irgendwie anders, als man sie sich vorgestellt hatte.

Da ist nicht nur das große Glücksgefühl, nein, nicht nur das ist im Herzen. Da ist auch noch so etwas wie Bitterkeit, eine Art Abschiedsgefühl, das

ebenso freudig wie schmerzlich ist.
Plötzlich fällt mir ein, wie ich gelacht habe, als mir ein älterer Reservist von derartigen Gefühlen erzählte. Und jetzt, jetzt ergeht es mir doch selbst so. Mein Blick trifft auf meine Genossen. Und gerade das ist das Schmerzliche, daß man sich von Menschen trennen muß, die doch mehr waren als nur zufällige Bekanntschaften. Sie waren eben Genossen, Menschen, mit denen ich über diesen Exerzierplatz marschierte oder an verregneten, naßkalten Tagen in der Verteidigung lag.
Das war keine leichte Zeit. Und ohne diese, meine Genossen, ohne die gegenseitige Hilfe, die kleinen Scherze, den gemeinsamen Ausgang oder ohne die Fahrt in den viel zu kurzen Urlaub wäre wohl alles noch viel schwerer und härter gewesen.
Heute, da ich hier stehe und mein Blick die ehemaligen Soldaten meiner Einheit streift, wird mir doch bewußt, daß es weit mehr war, was mich mit ihnen verband, als ich bisher wahrgenommen hatte. Es war nicht nur die gleiche Kompanie, auch nicht nur das gleiche Diensthalbjahr, sondern dieses Auf-einander-angewiesen-Sein oder eine Art gegenseitige Hilfe im Kampf mit sich selbst. Denn nicht die vielen Übungen, die schlaflosen Nächte und die nicht gerade leichte Arbeit an der Technik bildeten die eigentliche Herausforderung. Nein, es war vor allem dieser Kampf gegen die eigene Schwäche, der jedoch unweigerlich verlorengegangen wäre, würden nicht jene Genossen, die nun in Zivil auf die Beendigung der Rede warteten, gewesen sein.
„Daß Sie den Willen dazu aufbrachten, dafür danke ich", sagt der Oberst gerade.
Willen, wie abstrakt mir dieser Begriff zuweilen bis heute schien. Doch nun ist mir klar, was Willen bedeutet, welche unbändige Kraft ihm innewohnt.
Willen, wozu braucht man ihn? Man braucht ihn zum Leben, braucht ihn für den Kampf gegen jene, die es bedrohen. Und man braucht ihn, um sich selbst, um seine Fähigkeiten zu erkennen, mehr noch, um sie auszuschöpfen.
Dieser Wille hat mir geholfen, meine Kraft zu entdecken, sie zu gebrauchen und über die Fratze der Schwäche lächelnd zu siegen.
Ein Offizier geht hinter uns vorbei, setzt seine Stiefel knirschend auf die roten Steinchen, die sich gegen seinen Schritt zu wehren scheinen. Sie knirschen ebenso, wie damals unter meinen Stiefeln, als der Startschuß zum Härtetest an einem heißen Sommertag fiel.
Das hältst du nicht durch. Nie geht das gut. Am besten, du hörst gleich auf, ging es mir seinerzeit durch den Kopf. Ich wußte, ich gehöre zu den körperlich Schwächsten, meinte, für andere sei es eine Leichtigkeit, die fünfzehn Kilometer Eilmarsch, teils unter Schutzmaske, zu bewältigen. Aber mir war dann auch bewußt geworden, daß Wille Berge versetzen kann. Als dritter erreichte ich das Ziel.
Beherrscht man den Willen, so beherrscht man sich selbst. Sich selbst zu beherrschen aber heißt, sich selbst zu gehören. Und dies ist letztlich der Grundstein zur Verwirklichung der eigenen Interessen, zur Entfaltung der Persönlichkeit. Gehört aber zur vollen Entfaltung der Persönlichkeit nicht auch

Danach

Ungewohnt zuerst
das NEUE LEBEN.
Haare, auf die bald
kein Stahlhelm mehr paßt,
Bartwuchs, der niemanden stört,
Forderungen
bergen kein Muß mehr.

Mal ziellos bummeln
durch die Zeit,
der Tag endet vielleicht
auch erst im Dämmern:
Das VORHER bleibt doch
wach.

Die Waffe gab ich weiter
nach meiner Zeit,
doch blieb mir die Sorge
um unser Heute und Morgen
wie die Pflicht,
das zu bewahren,
was auch mein.

So soll und wird
mein NEUBEGINN
ein WEITERSTREITEN sein.

Feldwebel d. R. Uwe Scheffler



die Freiheit? Und garantiert nicht der Frieden eben diese Freiheit?
So baut sich Steinchen auf Steinchen, so wird der Mensch zum Menschen. Und ist er nicht gerade dadurch ein Mensch, weil er mit all seinen Kräften um die Entfaltung seiner Persönlichkeit, ja um sein Glück zu kämpfen bereit ist?!
Ja, jetzt am Ende meiner Dienstzeit wird mir klar: All die Entbehrungen, die harte Disziplin waren nicht den Vorgesetzten geschuldet, ich unterzog mich ihnen um meinetwillen, tat es für alle. Damit der Mensch ein Mensch sein kann! Ja, damit man ihn Mensch sein läßt.
All die Anstrengungen, der Schweiß, die durchwachten Nächte, sie waren nicht umsonst. Sie waren wichtig. Für mich, um mich selbst zu erkennen und für Millionen anderer, um ihnen das wertvollste auf Erden zu erhalten, den Frieden. Und jetzt weiß ich auch, womit dieses seltsame freudig-schmerzliche Abschiedsgefühl durchwoben ist. Es ist verbunden mit Stolz, besser noch mit einer stolzen Freude, einen Anteil an dem zu haben, das wir alle für uns selbst, für unsere Städte und Wälder brauchen. Einen Anteil am Frieden.
„... wünschen Ihnen alles Gute und viel Erfolg im weiteren Leben. Auf Wiedersehen, Genossen Reservisten!"
„Auf Wiedersehen, Genosse Oberst!" kommt es diesmal etwas lauter zurück. „Also dann machs gut, Alter", wendet sich mein Nebenmann mir zu. Wie mir scheint, etwas bedrückt.
„Was ist los mit dir?" frage ich, seine Hand schüttelnd.
„Ach nichts, mir war nur eben so komisch..."
„Macht nichts, mir auch..."

Unteroffizier d. R.
Matthias Mohaupt

Ich kenne nicht mal seinen Namen

Gern erinnere ich mich an eine Episode aus meinem Reservistendienst, den ich in einer Kaserne meiner Heimatstadt leistete. Die Umstellung der Fahrzeuge auf Winternutzung hatte an diesem Tag wegen einiger Mängel, die mir unterlaufen waren, länger als üblich gedauert. Pech – gerade heute hatte ich Ausgang zu meiner Familie. Der Bus war weg, so tippelte ich in der Hoffnung los, per Anhalter kostbare Zeit aufholen zu können.
Einige Male hatte ich schon vergeblich gewinkt, und ich wurde langsam „sauer". Als mir ein grüner „Kübel" entgegenkam, hatte ich keinen Blick für ihn, fuhr er doch in die umgekehrte Richtung. Plötzlich knirschten hinter mir hart gebremste Pneus. Mich erschrocken umwendend sah ich, wie der Fahrer des sowjetischen Stabsfahrzeuges wild am Lenker hantierend wendete und auf meiner Höhe mit quietschenden Bremsen und riesiger Staubwolke zum Stehen kam.
Ein junges Gesicht, das Käppi keck in die Stirn geschoben, lachte mich an. „Domoi? Nach Chaus?" fragte der Soldat kehlig. Ich nickte freudig überrascht. „Nu, dawai!" rief er und gebot mit einer Geste, Platz zu nehmen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und ab ging die Post.
„Danke!" sagte ich aufatmend. Er warf mir einen schnellen Blick zu. „Bus njet! Mamatschka warten."
„Frau", warf ich ein. Wieder der kurze Blick.
„Kinder?" – „Ja", antwortete ich. „Vier." „Tschetierje?" Er hob seine Augenbrauen und pfiff durch die Zähne. Anerkennend. „Du guter Pionier", sagte er überzeugt, dabei auf meine Waffenfarbe zeigend. Ich nickte und zuckte gleichzeitig mit den Schultern, als mir meine heutige fehlerhafte Arbeit einfiel. „Du auch", sagte ich, um überhaupt etwas zu sagen. „Ich? Tankist, charascho!" antwortete der Soldat selbstbewußt. Schweigend fuhren wir weiter. Auf einmal deutete er mit dem Kopf zum Fenster. „Bus", rief er fröhlich. Und auch ich war guter Dinge, als wir meinen verpaßten Bus überholten. Schnell näherten wir uns der Stadt. Da war schon der Busbahnhof, wo ich immer umstieg. „Stoi, paschaluista", rief ich hastig, doch er schien nicht zu hören. „Wo wohnen?" fragte er. „Ich komme jetzt schon zurecht", beharrte ich. Er reagierte nicht, wiederholte hartnäckig: „Wo wohnen?" Stur wie ein Panzer, dachte ich. Na, Kunststück, als Tankist...
Widerstrebend, doch innerlich dankbar, erklärte ich ihm den Weg, und er fuhr bis zu meiner Haustür. Ich reichte ihm beim Aussteigen die Hand. „Spassibo, sto spassibo!" Er lächelte über meine radebrechenden Bemühungen. Ich holte eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche. „Hier, bitte." Er schob die Hand böse zurück. „Was sollen!" rief er streng. „Ich nicht Dank. Cheute ich helfen – morgen du. Wir Waffenbrüder – Freunde. Klar?" Ich nickte beschämt. „Klar", sagte ich, da war sein Lächeln wieder da. Grüßend hob er die Hand und fuhr davon. Ich schaute ihm nach, bis er um die nächste Ecke bog.

Gefreiter d. R. Ingo Meusel

Illustrationen: Karl Fischer

ar foto cross

Sehen Sie sich das Foto genau an und lassen Sie sich dazu eine möglichst ulkige Bildunterschrift einfallen!
Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie dieselbe auf eine Postkarte und schicken das Ganze bis zum 10. 5. 1982 an

Redaktion
„Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postfach 46130
Kennwort: Fotocross

Die besten Ideen werden mit Buchpreisen belohnt und im Heft 7/82 veröffentlicht.



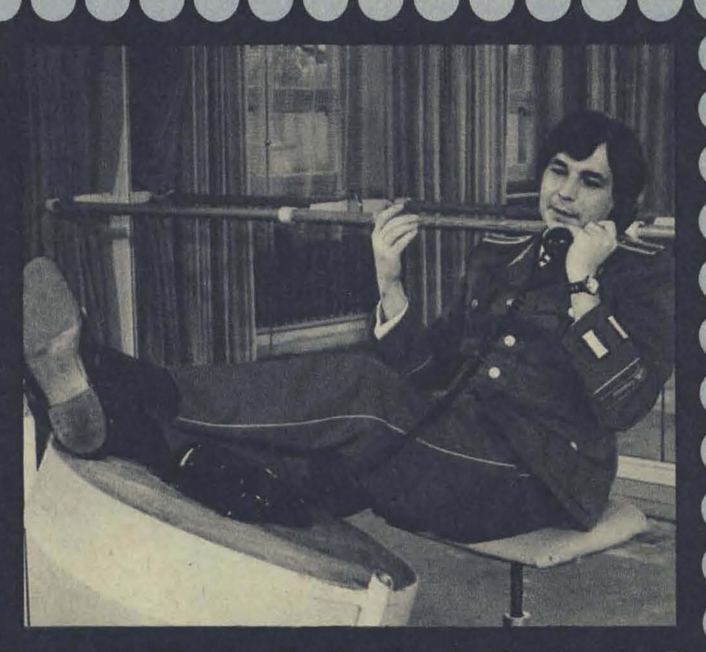
FOTOCROSS-GEWINNER AUS HEFT 1/82

Siegward Ehrich, 7400 Altenburg, Brauereistr. 7
„Also Liebling, paß auf: Zuerst das Wasser in den Topf und dann die Suppe, so, wie es auf der Tüte steht!"

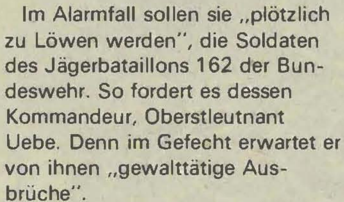
Roland Richter, 8907 Reichenbach, Thomas-Müntzer-Str. 26
„Was heißt hier ‚Schwierigkeiten'! Ich kann den Dienst auch nicht auf einer Backe absitzen."

Gundula Ehmke,
6100 Meiningen, Töpfemarkt 4
„Nein, Mama, ich habe meine gute Erziehung nicht vergessen: Immer Haltung bewahren!"

Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt. Danke fürs Mitmachen!



Fotos: Manfred Uhlenhut



Im Alarmfall sollen sie „plötzlich zu Löwen werden", die Soldaten des Jägerbataillons 162 der Bundeswehr. So fordert es dessen Kommandeur, Oberstleutnant Uebe. Denn im Gefecht erwartet er von ihnen „gewalttätige Ausbrüche".

Die „Zucht" dieser kriegsbereiten „Löwen" in Bundeswehruniform erfolgt nur 30 Kilometer von der Staatsgrenze zur DDR entfernt – in Wentdorf bei Hamburg. Dort ist das 162. Jägerbataillon stationiert; es gehört zur Panzergrenadierbrigade 16 der 6. Panzergrenadierdivision der BRD-Landstreitkräfte. Uebes „Löwen" sind eines der am weitesten vorgeschobenen Teile des I. Armeekorps. Sie verkörpern

Die „Löwen"

ein Stück Aggressivität jenes Großverbandes, der schon immer ein besonderes Ziehkind der Generalität auf der Bonner Hardthöhe, dem BRD-Verteidigungsministerium, gewesen ist. Das macht die Entwicklung dieses Armeekorps offenkundig. Es ist heute, wie die BRD-Zeitschrift „loyal" in ihrer Ausgabe 8/1981 feststellte, „nicht nur das größte und stärkste der Bundeswehr, sondern der NATO in Europa überhaupt".

In Zahlen ausgedrückt, sieht das so aus: Von den insgesamt rund eine Million in der BRD aufmarschierten Soldaten der NATO-Stoßgruppierung Zentraleuropa kommt rund jeder zehnte vom I. Armeekorps der Bundeswehr, das viele solcher Uebes in seinen Reihen hat. Zusammengenommen rund 106 000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zählen zu diesem Großverband mit seinem Stab in Münster und rund 70 Garnisonen in den BRD-Bundesländern Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen sowie in Hamburg. Der Stationierungsraum reicht von der dänischen bis zur niederländischen Grenze. Im Süden wird er vom Harz und dem Sauerland begrenzt. Nach „loyal" habe das I. AK zusammen mit dem I. Britischen, dem I. Belgischen, dem I. Niederländischen Korps und der 2. USA-Panzerdivision mit dem feinsinnigen Namen „Hölle auf Rädern" im Rahmen der NATO-Armeegruppe Nord den größten Raum der BRD „vorn", d. h. grenznah, zu verteidigen".

„Grenznah verteidigen" ist eine mehr als schmeichelhafte Umschreibung für den wirklichen Auftrag dieses kampfstärksten Großverbandes der Bundeswehr: Bei einer imperialistischen Aggression hat er den Angriff mit seinen panzerstarken Divisionen über die Norddeutsche Tiefebene zu führen. Mit voller Absicht sind die 1. Panzerdivision mit dem Stab in Hannover, die 3. Panzerdivision mit dem Stab in Buxtehude, die 7. Panzerdivision mit dem Stab in Unna und die 11. Panzergrenadierdivision mit dem Stab in Oldenburg in diesem flachen Gebiet stationiert. Die Norddeutsche Tiefebene gilt in NATO-Kreisen als „ideale Panzerrollbahn". Und wohin? In die nörd-

in den sprungbereiten „Leoparden"



lichen und mittleren Teile der DDR und der VR Polen!

Für diesen Aggressionsauftrag verfügt allein das I. Armeekorps der Bundeswehr über Waffensysteme mit einem Gesamtwert von rund sieben Milliarden DM. Oder anders: über „rund 4200 Gefechtsfahrzeuge, davon allein 1300 Kampfpanzer, und etwa 35000 Radfahrzeuge", wie „loyal" feststellte. Um zu verdeutlichen, was hinter diesen Zahlenangaben steht, zwei Vergleiche zu anderen imperialistischen Armeen. Die gesamten britischen Streitkräfte verfügen nur über 960 mittlere Panzer! Auch Frankreich hatte 1981 – westlichen Angaben zufolge – nur 1114 mittlere und 340 leichte Panzer. Und noch etwas: Insgesamt gibt es drei Armeekorps in der Bundeswehr...

Die besondere Vorliebe der Bundeswehrgeneralität für gepanzerte Raubtiere und damit für das panzerstarke I. AK hat ihre Ursachen im expansiven Wesen des BRD-Imperialismus. Der erste Bundeskanzler, Konrad Adenauer, hatte ein Jahr vor Gründung der Bundeswehr ihren aggressiven Revancheauftrag unverblümt umrissen: „Wir sind auf dem Wege, die Sowjetzone zurückzuholen, wenn die westliche Welt eine entsprechende Stärke erreicht haben wird." Dieses Eroberungsziel, das heute zwar nicht mehr so unverblümt ausgesprochen wird, stand auch bei der Geburt des I. Armeekorps im Sommer 1956 Pate. Dazu kamen dann – wie sollte es bei diesem Auftrag anders sein – die entsprechenden Männer, um ihn zu verwirklichen: ehemalige Berufssoldaten der Hitlerwehrmacht und komplette Einheiten des berüchtigten Bundesgrenzschutzes.

Was Wunder, daß es fast keine Einheit im I. AK gibt, in der nicht in irgendeiner Form reaktionäre Traditionen gepflegt oder enge Beziehungen zu militaristischen Traditionsverbänden der Hitlerwehrmacht unterhalten werden. Da fühlt sich die 11. Panzergrenadierdivision mit der 11. (ostpreußischen) Infanteriedivision der Hitlerwehrmacht verbunden; und das sicher nicht nur der gleichen Ziffer wegen. Da bekannte sich das Panzerbataillon 24 der 1. Panzergrenadierdivision bei einer „Patenschaftsübernahme am 4. Oktober 1969 zur Überlieferungspflege der Traditionsgemeinschaft Panzerregiment 6 der Wehrmacht", berichtete die BRD-Truppenzeitschrift „Heer" im Heft 10/1979. Da trägt das Panzergrenadierbataillon 71 der 3. Panzerdivision „den ‚Berliner Bären' im Wappen. Damit soll der Wille zu einem geeinten Deutschland zum Ausdruck kommen", wie das „Heer" in Heft 8 des gleichen Jahres zu vermelden wußte. Und da sind sich die „Panzersoldaten aus Altenwalde" des Panzerbataillons 74 der 3. Panzerdivision „ihrer Stärke bewußt und wählten als Wappentier den ‚Bullen mit dem zum Angriff gesenkten Haupt'..."

„Überlieferungspflege" nach faschistischem Muster mit antihumanistischem Inhalt, Wille nach einem „geeinten Deutschland" – natürlich mit einer Ausbeuterordnung à la BRD und, wenn es gewaltsam sein muß, mit Panzersoldaten, die sich „ihrer Stärke bewußt" sind, was auf gut deutsch heißt: aggressionsbereit sind.

Geistige wie materielle Kriegsbereitschaft. Auch in dieser Beziehung hat die Vorliebe der Bundeswehrgeneralität für das I. Armeekorps Früchte getragen: sogar in einer gewissen Leitfunktion. Beispielsweise bei Manövern, um die geistige Kriegsbereitschaft der „Löwen" praktisch zu erproben und auszubauen. So ist es auch nicht verwunderlich, daß für „Ausbildung und Übungen" allein im I. AK im vergangenen Jahr rund 40 Millionen DM ausgegeben wurden. Dem Kommandeur, Generalleutnant Kurt von der Osten, ist das aber noch zu wenig. Der ehemalige faschistische Offizier, der zuletzt als Oberleutnant und Kompaniechef am Aggressionskrieg gegen die Sowjetunion teilnahm, beklagte sich gegenüber „loyal", daß eine für 1981 vorgesehene Korpsrahmenübung auf dieses Jahr verschoben werden mußte.

Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht eine größere Truppenübung oder ein längerer Übungsplatzaufenthalt stattfindet. Dabei werden alle Kriegsarten geprobt. Auch der simulierte Einsatz von Kernwaffen. In welchem Maße Raketeneinheiten der BRD-Landstreitkräfte die Kernwaffenträger beherrschen, macht folgende Tatsache wohl sehr nachhaltig deutlich: Das Raketenartilleriebataillon 650, das zur 6. Panzergrenadierdivision gehört, erreichte auf dem NATO-Schießplatz Kreta mit 97 von 100 erreichbaren Punkten das beste je erzielte Schießergebnis aller Raketenbataillone im gesamten NATO-Bereich.

Schon im sogenannten „Weißbuch – Zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Entwicklung der Bundeswehr" wurde 1979 regierungsoffiziell eröffnet: „Jährlich finden etwa 40 Übungen von Großverbänden des Heeres statt. Die Gefechtsübung jeweils eines der drei Heereskorps pro Jah vertieft praxisnah die Kenntnisse im Zusammenwirken aller Truppengattungen und mit der Luftwaffe." Was dieses „praxisnahe Vertiefen der Kenntnisse" in Wirklichkeit ist? Auf keinen Fall die „Verteidigung" gegen einen „Angriff aus dem Osten", wie von führenden Militärs und den imperialistischen Massenmedien immer wieder demagogisch behauptet wird. In der BRD-Truppenzeitschrift „Heer" (Heft 6/1979), mehr ein Selbstverständigungsorgan und weniger für die breite Öffentlichkeit gedacht, sah das ganz anders aus: „Als am Freitag, zum Ende des 14tägigen Übungsplatzaufenthaltes, auf allen Schießbahnen Ruhe eingetreten war, hatte die Wentdorfer Panzergrenadierbrigade 16 ihren großen Auftritt: Zusammen mit den Divisionspionieren rüstet sie für den gefechtsmäßigen Übergang über die Elbe. Mit rund 800 Rad- und Kettenfahrzeugen wurde der Fluß an drei Fährstellen überwunden." Im sogenannten Ernstfall soll dann die Elbe an anderen Stellen überwunden werden – nämlich viel weiter ostwärts. „Vorneverteidigung" dann im Raum Magdeburg?

Selbst der Einsatz chemischer Waffen fehlt – entgegen den Bestimmungen der Genfer Konvention – nicht in den Manöverszenarien des I. Armeekorps. Aus einem Bericht der BRD-Zeitung „Die Welt" vom 20. September 1979 über das Großmanöver „Harte Faust" geht das eindeutig hervor: „Sechs Hubschrauber der Bundeswehr haben einen Gasangriff demonstriert. Sie versprühten verdünnte Zitronensäure zur Darstellung eines Atem- und Kontaktgiftes über einen breiten Geländestreifen. Massierte Luftangriffe zehn Minuten später verschärften die Folgen. . ."

Und das alles für die Verteidigung?

Nein!

Die Bundeswehrgeneralität hat ja nicht umsonst den Begriff „Vorneverteidigung" geprägt, womit letztendlich der Aggressionsfall verharmlosend umschrieben werden soll. Denn „vorne verteidigen" kann man nur, was der Logik zufolge vorher „erobert" worden ist. . . Und das wird jedes Jahr mit großem Aufwand an Menschen und Material „kriegsnah geprobt". Auf Truppenübungsplätzen, die – wie Bergen-Hohne und Munster-Lager – zum Teil nur 40 Kilometer von unserer Staatsgrenze entfernt liegen. Also eine Distanz, die moderne Kampfverbände in einer Stunde überwinden könnten. . .

Bergen-Hohne mit 30000 ha und Munster-Lager mit 20000 ha im Stationierungsraum des I. Armeekorps sind übrigens die beiden größten Truppenübungsplätze der BRD. Es entspricht dies der Rolle, die dem I. AK im Falle einer Aggression – „ideale Panzerrollbahn nach Osten!" – zugedacht ist. Auch Bezeichnungen können manchmal sehr bezeichnend sein: Auf dem Truppenübungsplatz Bergen-Hohne schießt man probeweise von Schießbahnen oder aus Stellungen, die die alten Namen heute polnischer und sowjetischer Städte tragen wie „Königsberg" (Kaliningrad) und „Danzig" (Gdańsk). Ebenso wie Biwakplätze, wo „Löwen" sozusagen „übungsweise" in „Danzig" und „Königsberg" campieren.

Das vorhandene Aggressionspotential soll mit der Heeresstruktur 4 waffentechnisch, organisatorisch und auch ideologisch auf die Bedingungen einer NATO-Aggression in den 80er Jahren zugeschnitten werden – das heißt ausgebaut.

Im I. Armeekorps wurde sie 1979 begonnen und im Dezember 1981 abgeschlossen. Generalleutnant a. D. Hildebrandt, ehemaliger Inspekteur des Heeres, der auch jahrelang Verbände des I. AK geführt hat, erläuterte 1979 im „Jahrbuch des Heeres" den eigentlichen aggressiven Hintergrund dieser – nunmehr vierten – Heeresstrukturreform so: „Wir werden alles danach ausrichten müssen, eine Organisationsform zu finden – die entsprechenden Waffen sind in der Beschaffung –, die es uns erlaubt, schnell Schwerpunkte zu bilden, die Initiative zu ergreifen, mit der wir in die Lage versetzt werden, nicht nur zu reagieren, sondern zu agieren." Und mit „agieren" ist nichts anderes als „Vorneverteidigung" gemeint – also Angriff.

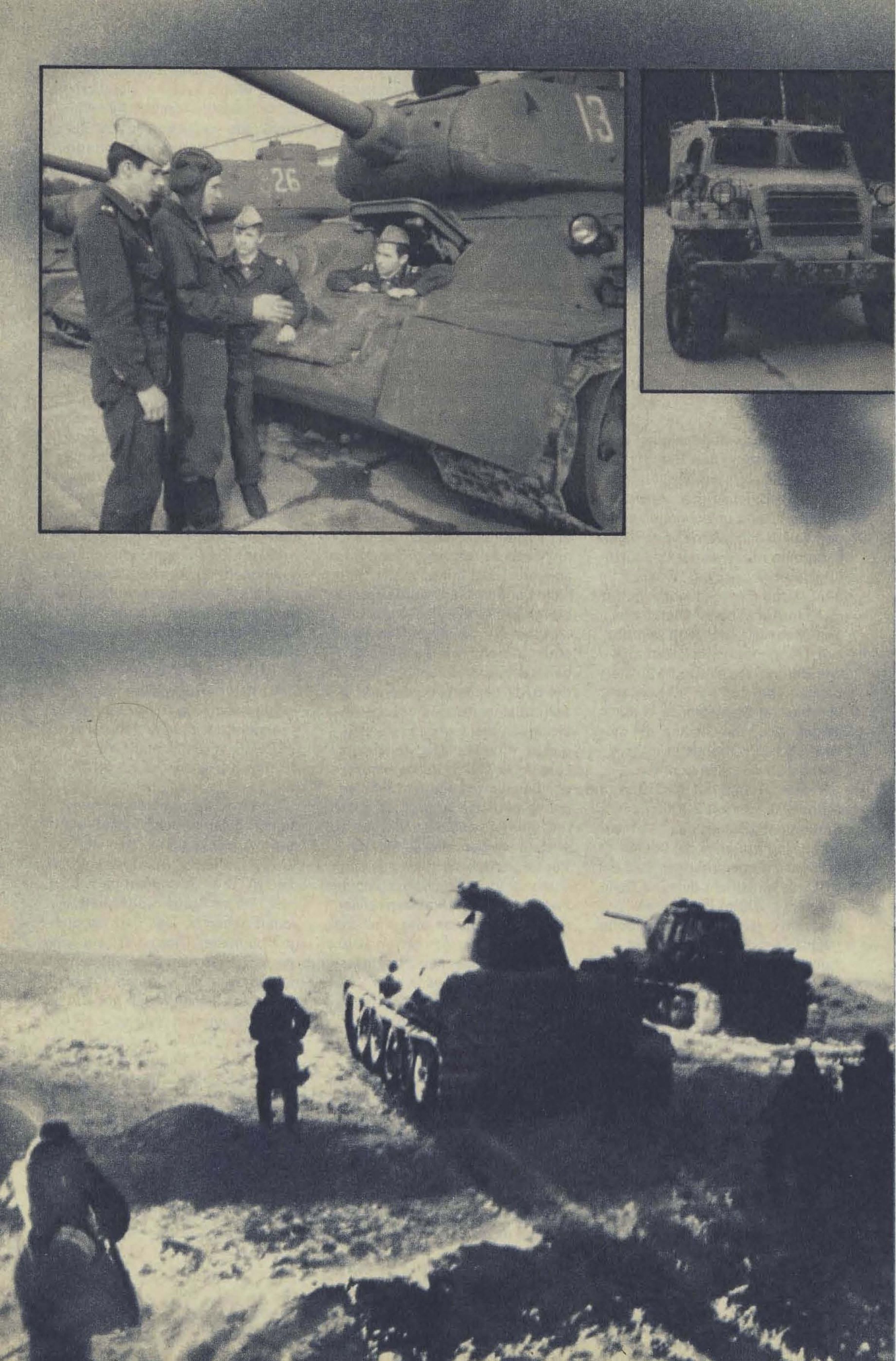
Mithin hat die vierte Heeresstrukturreform nur die eine Aufgabe, die Aggressionsbereitschaft der BRD-Landstreitkräfte und des Territorialheeres zu erhöhen. Anstelle von drei verfügen die Brigaden nunmehr über vier Kampfbataillone. Durch Verkleinerung der Bataillone konnte in den Brigaden ein sogenanntes „gemischtes" Kampfbataillon zusätzlich aufgestellt werden, das sich in der Panzergrenadierbrigade aus einer Stabs- und Versorgungskompanie, zwei mit Schützenpanzern „Marder" ausgerüsteten und einer mit „Leopard 2" ausgerüsteten Panzerkompanie zusammensetzt. In der Panzerbrigade ist es in eine Stabs- und Versorgungskompanie, zwei mit „Leopard 2" ausgerüsteten Panzerkompanien und eine mit dem Schützenpanzer „Marder" bestückte Kompanie gegliedert. Seit Mitte 1980 werden im Rahmen dieser Heeresstrukturreform die Panzerverbände vom „Leopard 1" auf den wesentlich kampfkräftigeren „Leopard 2" umgerüstet.

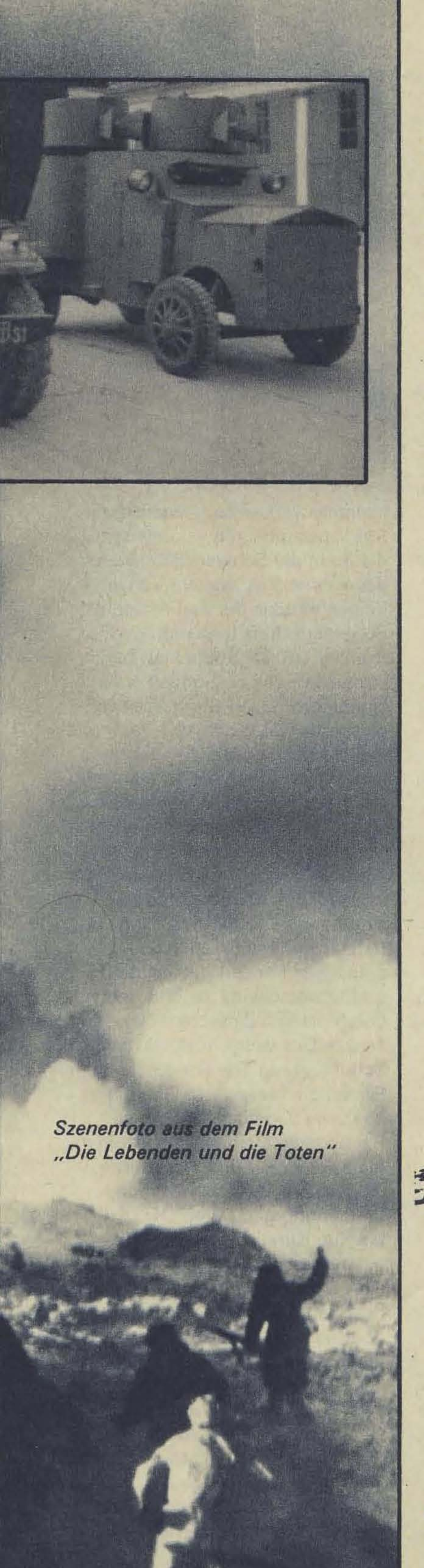
Die vierte Heeresstruktur ist demzufolge nicht einfach eine Umrüstung, sondern eine versteckte Hochrüstung. Das machen die neuen Waffensysteme sichtbar, die die Armeekorps der BRD-Landstreitkräfte verstärken sollen. Bis 1983 im Gesamtumfang von rund 2,5 Milliarden DM, beispielsweise 1800 neue Kampfpanzer „Leopard 2".

Das I. Armeekorps, das schon vorher über die meisten Panzerfahrzeuge verfügte, ist durch die vierte Heeresstruktur zu einem regelrechten „Panzerkorps" hochgerüstet worden: drei seiner vier Divisionen sind jetzt Panzerdivisionen. Das heißt – ein absolutes Mehr an Panzern. Und zwar an „Leopard 2", der für „weiträumige Aktionen" gedacht ist. Verbunden damit ist auch ein gewichtiger Zuwachs an anderer neuer Technik, wie „loyal" resümiert: „. . . durch die Umgliederung hat das I. Armeekorps – wie auch die beiden anderen – vor allem Panzerabwehrkraft und Flugabwehrfähigkeit gewonnen. Zu den Korpstruppen ist je ein Panzerabwehrhubschrauberregiment mit 56 Panzerabwehrhubschraubern 1 sowie ein Flugabwehrraketenpanzerregiment mit 36 ROLAND (Fla-Raketen-SFL – d. A.) neu hinzugetreten. Schon vorher haben die Divisionen je ein Regiment des Flugabwehrpanzers GEPARD (Fla-SFL mit zwei 30-mm-Kanonen – d. A.) erhalten."

Auf einen kurzen Nenner gebracht: geistig hochgerüstet, wurde das I. Armeekorps als stärkster Großverband der Bundeswehr und der NATO in Zentraleuropa auf eine höhere Aggressionsbereitschaft gebracht. Das sind die ungeschminkten Tatsachen, wie auch die, wogegen sich dieses Potential richten soll. Die Soldaten, die bedenkenlos diese Waffen gegen uns einsetzen würden, gibt es. Beispielsweise solche, wie jenen „Löwen" der Panzergrenadierbrigade 16, der gegenüber dem Hamburger „Zeitmagazin" vom 22. Februar 1980 auf die Frage, ob er gegen „Deutsche kämpfen" würde, skrupellos antwortete: „Die DDR ist ja praktisch ein Gegner wie die anderen auch, obwohl das mal früher zu uns gehörte."

Text: Rainer Ruthe   Bild: Archiv


13
26



Szenenfoto aus dem Film „Die Lebenden und die Toten"

Leute kommen aus dem Kino. Vielen ist anzusehen, wie nachdenklich, erschrocken, erschüttert sie sind. Andere unterhalten sich angeregt über das, was sie soeben auf der Leinwand sahen. Und im Gedränge hört man solche Fragen: „Menschenskind, wie machen die das bloß? Wo nehmen die denn jetzt noch diese alten Kisten her? Das gibt's doch nicht, daß solche Kanonen noch losfeuern können!" Die Leute haben einen Film über den Krieg gesehen, vielleicht „Die Ballade vom Soldaten", vielleicht „Sie kämpften für die Heimat", vielleicht das unerreichte Filmepos „Befreiung" oder ein anderes der großartigen sowjetischen Filmkunstwerke über den Großen Vaterländischen Krieg. Diese Filme beziehen ihre tiefe Wirkung nicht allein aus ihrer reifen künstlerischen Gestaltung. Die sowjetischen Filmschaffenden verblüffen das Publikum in vielen Ländern immer wieder damit, wie sie es fertigbringen, die nazideutsche und die sowjetische Kriegstechnik mitwirken zu lassen. Daß das in Wirklichkeit gar nicht immer möglich ist, darf der Zuschauer nicht merken. Dafür stehen die Findigkeit, der Fleiß und die ungeheure Besessenheit der sowjetischen Filmkünstler, ihre Werke absolut wahrheitsgetreu zu gestalten.
Eine unersetzliche und wohl in der

Als wäre es echt!

Waffen für den Film

Welt einmalige Hilfsquelle steht den Drehstäben der sowjetischen Studios zur Verfügung: der Militärtechnische Fundus von Mosfilm. Dies ist eine Schatzkammer, zu der nur wenige Menschen Zutritt haben. Aufbewahrt sind hier Infanteriewaffen verschiedener Länder und verschiedener geschichtlicher Epochen, mehrere Dutzend der legendären Panzer T-34, von denen einige zu deutschen Panzern der Typen „Tiger" und „Panther" umgebaut worden sind, weiter schwere Panzer IS-2 und IS-3, schwere Selbstfahrlafetten ISU-152 und SU-100, außerdem Schützenpanzerwagen, Zugmaschinen, Kanonen, Haubitzen, Minenwerfer, Autos, Panzerautos, Katjuschas, Pionier- und Nachrichtentechnik, sogar ein kompletter Panzerzug steht dort.

Natürlich erleichtert dieser Fundus die Dreharbeiten ganz erheblich. Aber jeder Film mit Kriegsthematik stellt andere und oftmals schwer zu verwirklichende Anforderungen. Man bedenke nur: Die letzten Propellermaschinen sind längst von den meisten Militärflugplätzen verschwunden, die Militärtechnik hat eine enorme Entwicklung genommen, die Artillerie wurde umgerüstet, die Landstreitkräfte verfügen über nie gekannte Transportmittel, Waffen und Schützenpanzerwagen, von denen im Kriege niemand zu träumen gewagt hätte. Also woher nehmen? Bis in die 50er Jahre stand den Filmleuten genügend Technik zur Verfügung, die den Faschisten im Kampf abgerungen worden war. Aber der Zahn der Zeit und der Rost nagten an diesen Beständen. Ersatzteile gab es nicht. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende hatten die sowjetischen Filmschöpfer fast keine Beutetechnik von der Hitlerarmee mehr, und eigene Kampftechnik aus dem Großen Vaterländischen Krieg war auch kaum noch vorhanden. Was also tun?

Wie überall im Film versuchte man es mit Tricks. Kampfszenen wurden aus größerer Entfernung gefilmt, so daß typische Merkmale der inzwischen historischen Waffen nicht so leicht erkennbar waren. Für die Nah- und Detailaufnahmen verwendete man kleine Modelle der Kriegstechnik. Aber das konnten nur Notbehelfe sein.

Seit Anfang der sechziger Jahre entstanden sowjetische Filme, in denen bereits neu hergestellte Modelle als Kopien von Panzern und Flugzeugen aus den Kriegsjahren „mitspielten". Dies waren mitunter sehr sonderbare Waffen! Ihren Kern bildeten häufig Nachkriegsmaschinen, ergänzt durch verschiedene Teile der Technik, die im Krieg eingesetzt wurde. Beispielsweise wurden die Schulflugzeuge Jak-11 so umgebaut, daß sie zu getreuen Kopien der Vorkriegsmaschinen I-16 wurden. Bei der Premiere des Films „Ostseehimmel" rätselten die Zuschauer, wo die Filmemacher diese Jagdmaschinen wohl hergenommen hätten, von denen selbst in den Museen keine einzige mehr zu finden war.

Es folgten Filme, die den Masseneinsatz der hitlerdeutschen Panzer T-VI („Tiger") zeigten. Kaum jemand ahnte, daß in Wirklichkeit sowjetische T-34 zu sehen waren. Sie hatten eine neue „Panzerung" aus Holz und einige Plastteile erhalten und sahen wie echt aus.

Als Helfer in der Not erwiesen sich für die Filmausstatter natürlich auch die Museen, z. B. das in Monino bei Moskau. Zwar kann keines der dort ausgestellten Flugzeuge mehr in die Luft steigen. Für manche Einstellung aber reichte es aus, wenn so eine Originalmaschine über die Piste rollte, wenn man in ihrem Innenraum filmen oder wenn ein Schauspieler in einer bestimmten Szene darin sitzen konnte.

Hervorragende Dienste leistete auch ein Veteran der Zivilluftfahrt, das zweimotorige Transportflugzeug Li-2. Und noch heute vermag es sich selbst zu „spielen" als Transportmaschine der Kriegszeit. Getreu ahmt sie ihre Vorgängerin nach – die amerikanische Dakota C-47. Selbst die dreimotorige Transportmaschine Ju-52 der Nazis kann sie ersetzen. Dafür erhielt sie am Bug des Rumpfes einen dritten falschen Motor mit Propeller und Haube. Die beiden ursprünglichen Motoren wurden



ebenfalls verkleidet, verschiedene Sperrholzaufbauten veränderten die Form der Schwanzflächen und des Fahrwerkes, weitere Verwandlungen wurden mit Farbe besorgt. Sogar Iljuschins torpedotragenden Bomber DB-3F wußte man hervorzuzaubern: Die Li-2 erhielt einfach einen ganz neuen Bugteil mit verglaster Kanzel, einen MG-Turm und weitere Kleinigkeiten!

Manchmal jedoch behilft man sich damit, daß bei Luftkämpfen oder Angriffen auf Bodenziele die Kamera improvisieren muß. Gar so einschneidende Veränderungen der Konstruktion heutiger Flugzeuge sind beim besten Willen nicht vertretbar. Daher wurden z. B. die deutschen Focke-Wulff-Maschinen und Lawotschkins Jagdflugzeug durch die Schulmaschine Jak-18 ersetzt. Das tschechoslowakische Schulflugzeug Tréner ersetzte beim Filmen die Messerschmitts und Jakowlews Jagdmaschinen.

Bei anderen Dreharbeiten bat man die Sportflieger und Flugzeugmodellbauer der sowjetischen Wehrsportorganisation DOSAAF um ihre Hilfe. Auf diese Weise entstand vor kurzem in Leningrad ein Flugzeug vom Typ Farman aus dem Jahre 1910! In dem Film „Luftschiffer" mußte es nun aber fliegen. Also erhielt es an Stelle des ursprünglichen Motors Gnome aus dem Jahre 1907 den Motor einer Rennmaschine. Der war um die Hälfte leichter als sein Urgroßvater und flog auch besser. Für „Befreiung" brauchte man riesige Mengen von Kampftechnik der



Nazis, hauptsächlich Panzer. Mosfilm bestellte den industriemäßigen Umbau des sowjetischen mittleren Panzers T-44. Es wurden Turmkopien der Wehrmachtspanzer „Tiger" aufgebaut, den Mündungen der Kanonenrohre wurden Dämpfer aus Blech aufgesetzt, weitere Details wurden aus Holz, Plast und Blech nachgebildet. Nur ausgefuchste Kenner der Kriegstechnik bemerkten später im Film einige Ungenauigkeiten am Fahrgestell.
In der sowjetisch-tschechoslowakischen Gemeinschaftsproduktion „Sokolovo" war den Filmleuten wiederum das Glück hold: Sie konnten tschechoslowakische Schützenpanzerwagen aus der Nachkriegsproduktion OT-810 an der Kamera vorbeirollen lassen, und auf der Leinwand schien original der deutsche Typ 251 zu fahren.
Nicht nur Feuerwaffen, Flugzeuge, Panzer, Kriegsschiffe werden bei der Darstellung der Kriegshandlungen benötigt. Auch PKW haben da und dort wichtige Funktionen. Dem sowjetischen Mosfilm-Studio steht ein Autopark zur Verfügung, der das Herz jedes Autoliebhabers gewaltig hoch schlagen lassen würde. Die verschiedensten Typen aus deutschen, italienischen, britischen und amerikanischen Automobilwerken, aber auch alte sowjetische Wagen stehen dort in Reih und Glied. Die meisten werden in fahrbereitem Zustand gehalten, was bei ihrem zunehmenden Alter keine leichte Aufgabe ist. Es versteht sich, daß derartige „Filmstars" nur in ungefährlichen



Szenen eingesetzt werden, wo sie schlicht zu fahren haben. Verlangt es jedoch das Drehbuch, daß so ein Wagen irgendwo aufprallt, brennt, von Panzerketten zermalmt wird oder in einen Abgrund stürzen muß, wird grundsätzlich eine Kopie ohne den kostbaren Motor verwendet.
Mitunter erfordert es die Filmhandlung, daß aus den Modellen nazideutscher Geschütze und Panzerkanonen tatsächlich gefeuert wird. Der Erfindergeist der Zelluloid-Zauberer ist unerschöpflich:, Eine Holzkanone erhält eine Rohrmündung mit Metallfüllung, darin wird eine kleine Pyropatrone elektrisch gezündet. Nur das Auge des Fachmannes sieht später, daß die Kanone rückstoßfrei feuerte. Bei Geschützen mit größerem Kaliber, vor allem bei 122-mm-Haubitzen, läßt sich die Illusion eines Schusses hervorragend wecken, wenn man einen Eimer Wasser in das Rohr schüttet. Auf solche Weise kann auch erbeutete echte Technik feuern (beispielsweise mit Hilfe von Preßluft oder einer Pyropatrone), für die es ja keine Munition mehr gibt und bei der richtiges Feuer überdies zu riskant wäre.
Man kann nur staunen, was sich kluge Köpfe immer wieder einfallen lassen, um die Filme über den Krieg nicht nur historisch wahrhaftig zu gestalten. Die sowjetischen Filmschöpfer sehen es als selbstverständliche Pflicht an, ihre eigene Kriegstechnik und die des besiegten Feindes bis zur letzten Schraube genau zu zeigen. Und es würde sie sicher freuen, könnten sie hören, wie so mancher staunt: „Donnerwetter, als wäre es echt!"

Text: „Československý voják"
Fotos: „Sowjetski woin"
Bearbeitung: Karin Matthèes

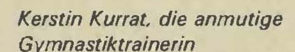
Eleganz und Grazie von der Stange

Was unterscheidet einen Turner vom Artisten? Belangloses, möchte man meinen. Akrobaten sind sie beide. Nur – ringt der erste nüchtern um die Punktegunst der Kampfrichter, geht es dem zweiten mit in schillernde Schau-Effekte verpackten Anstrengungen um die Sympathie des Publikums. Weltklasseturner werden bei ihren oft atemberaubenden Kür-Attraktionen ebenso bewundert wie Artisten hoch oben in der Kuppel eines Zirkuszeltes. Und doch gibt es ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal, worauf Turntrainer schon ihre jüngsten Schützlinge aufmerksam machen: Krumme Beine, Hohlkreuz, gebeugte Arme – das sei vielleicht einem Artisten verziehen, nicht dem Turner! Brächte es ihm doch den Verlust kostbarer



Bernd Jensch (Bild rechts)

. . . und Lutz Richter, ein Turner der Meisterklasse, beim Grätschschwebestütz



Kerstin Kurrat, die anmutige Gymnastiktrainerin





Punkte im Wettkampf. Elegante Bewegungen und tadellose Körperhaltung bis in die gestreckten Fußspitzen, auch bei den kompliziertesten und anscheinend tollkühnsten Turnelementen, kennzeichnen den turnerischen Könner.

Deutlich soll werden: Hinter der glänzenden Fassade einer mit Höchstschwierigkeiten gespickten Kürübung, welche die Kampfrichter eventuell sogar mit der Maximalnote 10 belohnen, steht mehr als nur die verbindende Klammer einer Reihe gekoppelter Übungsteile.

Man lernt nie aus. Diese Lebensweisheit gilt auch, will der Turner dem Anspruch an die Schönheit seines Sports stets gerecht werden. Dafür gilt es im Training, sich neben dem Erlernen einzelner Übungsteile, dem Mühen um Muskelzuwachs und dem Schulen der Geschmeidigkeit noch viele Stunden einer Ausbildung zu widmen, die der Uneingeweihte bestimmt nicht hinter dem kraftvoll-akrobatischen Auftreten eines Alexander Ditjatin, Juri Koroljow oder Michael Nikolay vermutet: der Gymnastik.

Zur Stange halten muß man dabei nicht nur im übertragenen Sinne des Wortes. Die Stange vor der Spiegelwand des Ballettraumes ist seit vielen Jahren unentbehrliches Requisit modernen Turntrainings auch im weniger graziösen Männerbereich. Und jung wie alt umschließen dieses Holz mit ihren Händen ebenso regelmäßig (wenn auch nicht so häufig) wie die Holme des Barrens. „Plié", „Jeté", „Battement" oder „Relevé" – diese französischen Ballettausdrücke der klassischen Schule sind den „Ballerinen" mit den Muskelpaketen gleichermaßen geläufig wie „Salto" oder „Staldergrätsche". Wenn auch bei dieser Form des Trainings die Stoßseufzer der meisten deutlicher zu hören sind als an den Turngeräten.

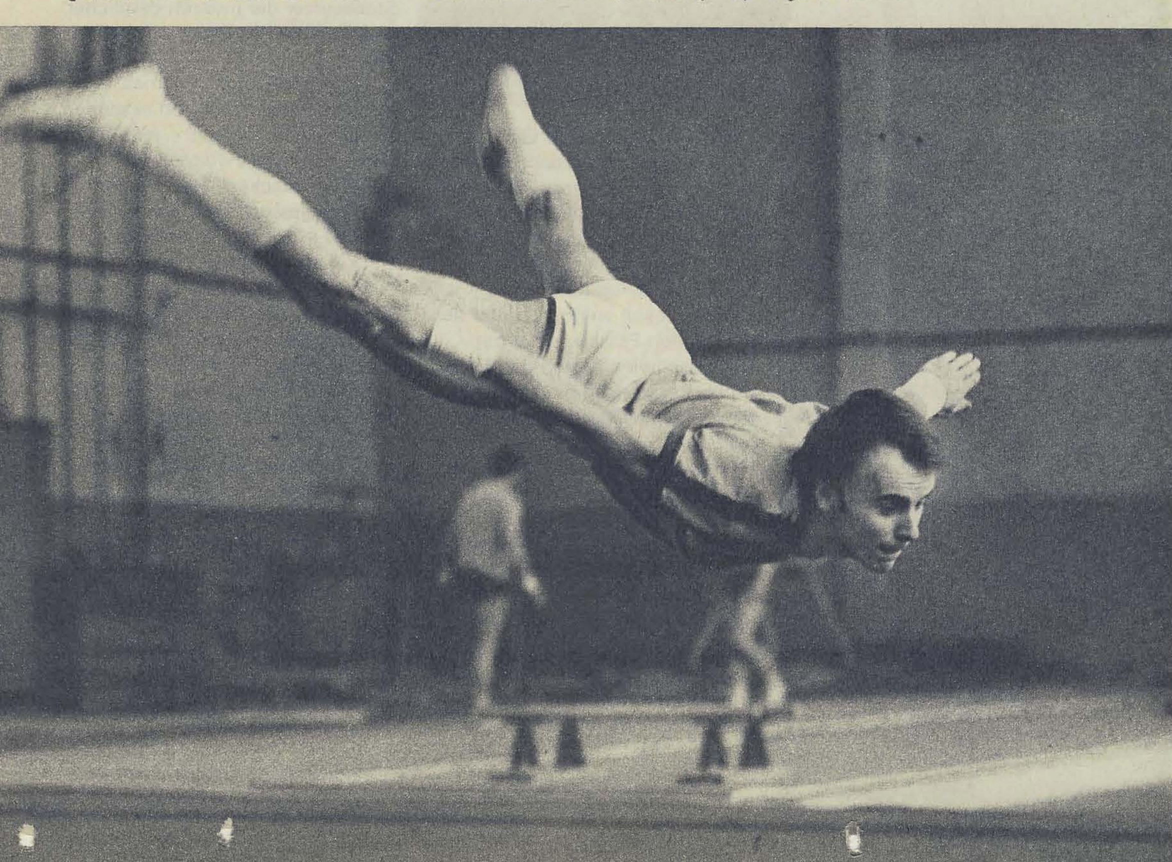
„Grundstellung! – Thomas, Schultern zusammen, Po einziehen, Bauch fest! Und jetzt: Grand jeté. Nicht den Kopf zwischen die Schultern stecken, Jens. Atmen nicht vergessen! Das Ganze noch einmal! – Wir wollen uns den Buckel abgewöhnen, Frank. Gebt euch bitte noch einmal Mühe, los jetzt, ganz selbstbewußt die Bewegungen, Kopf zurück! Hohe Beine will ich sehen." Trainerverlangen mit Musik untermalt dringt in die Ohren. Beim Armeesportklub in Potsdam tönt es ähnlich wie in anderen Klubs, wenn die Gymnastikausbildung, speziell die klassischen Exercisen, auf dem Programm stehen. Kerstin Kurrat, einzige Frau im Herren-Turnklub hier am Templiner See, führt seit zwei-

einhalb Jahren das Regiment über die jungen Männer auf diesem Gebiet. Mit viel Einfühlungsvermögen korrigiert sie, führt selbst vor, merzt beharrlich Mängel aus. So hat jede der vier Trainingsgruppen mehrmals pro Woche einige Stunden mit Kerstin zu tun, wobei die klassische Ausbildung nur ein Teil ist. Erwärmung nach Musik wird ebenso unter Regie der 23jährigen Gymnastiklehrerin durchgeführt wie auf der Bodenmatte Pflicht- und Kürtraining, Bewegungsschulung und Choreographie.

Sind nun tanzende Turner das erstrebenswerte Ziel künftigen Sports? Immerhin zeigen DDR-Turner im Jugend- und Meisterbereich bei nationalen Wettkämpfen ihre Bodenübungen schon seit einiger Zeit mit musikalischer Begleitung. „Sinn des Gymnastiktrainings ist es vor allem, die Grundspannung des gesamten Körpers zu fördern, die Koordinationsfähigkeit und das Bewegungsgefühl, das Bewußtwerden der eigenen Ausdrucksmöglichkeiten zu entwickeln", erklärt Kerstin Kurrat. „Gymnastik ist aber auch Athletik. Sie dient der Sprungkraftausbildung und festigt die Fußgelenke, die vor allem bei der Bodenakrobatik sehr belastet werden. Außerdem kommt mit einer guten Gymnastik zum Erwärmen bei Beginn des Trainings der Organismus viel schneller in Schwung, so daß der Aktive bereits am ersten Gerät physisch voll da ist und nicht erst lange Anlaufzeit braucht." Kerstin arbeitet dabei mit den Mitteln des klassischen Balletts, des Jazz-Tanzes und der Folklore ebenso wie mit gymnastischen Sprüngen.

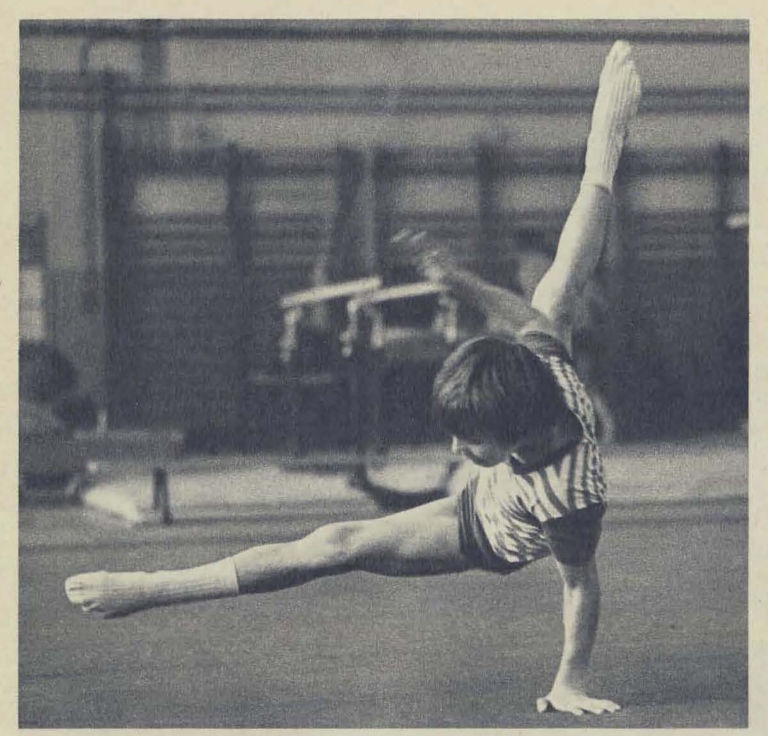
Ihre Liebe zum Tänzerischen in der Turnhalle kommt nicht von ungefähr. Bevor Kerstin den Potsdamer ASK-Sprinter Klaus-Dieter Kurrat heiratete, war sie unter ihrem Mädchennamen Kerstin Gerschau in den Reihen der Nationalmannschaft als eine Turnerin bekannt, die Ausdruckskraft in hohem Maße zur Geltung brachte. Choreographie war ihr Steckenpferd und ist es auch geblieben. Die Vize-Europameisterin von 1973 im Bodenturnen hat ein Jahr Choreographie studiert und ihre tänzerische Ausbildung eine Zeitlang am Potsdamer Hans-Otto-Theater vervollkommnet. Ihre Ideen und Vorstellungen von der Ästhetik beim Bodenturnen versucht sie, in den Übungen der Turner umzusetzen. Dort letztendlich zeigt sich der Erfolg ihrer Anstrengungen. Dort notieren die Kampfrichter die Originalität gymnastischer Verbindungen zwischen turbulenten Doppelsalti und Schrauben. Dreht sich ein Turner nur um sich selbst, um auf die nächste Akrobatik-Diagonale zu gelangen? Oder versucht er, akrobatische Brisanz mit

Bernd Jensch beim „Butterfly"-Sprung am Boden



der Schönheit der „kleinen" Bewegung – originellen gymnastischen Zwischenstücken, neuen oder seltenen Übungsteilen – zu vereinen? Je nachdem, wie die Antwort der Kampfrichter ausfällt: Sie ist das Urteil über das mehr oder weniger fruchtbare Bemühen einer Gymnastiktrainerin. Bekommt sie doch den Erfolg ihrer Arbeit weitaus weniger zu spüren als der persönliche Trainer des Aktiven. Dabei hängt von dieser „Zuarbeit" sehr viel ab. „Die Eleganz des Vortrages wird bei der heutigen Leistungsdichte und der technischen Ausgeglichenheit zwischen den Favoriten immer öfter zum Zünglein an der Waage über Sieg oder Plazierung", urteilt der Potsdamer Bernd Jensch, Mitglied der Weltmeisterschaftsriege 1981 in Moskau.

Die „fliegenden Scheren" – ein Element des Turnens am Pferd, am Boden hier exzellent vorgeführt



Gerade dort war bei allen imponierenden Schwierigkeiten und Raffinessen in den Kürübungen wie nie zuvor zu spüren, daß nur der aufs Siegerpodest steigt, der auch der nicht so spektakulären Seite seines Vortrags die nötige Aufmerksamkeit gewidmet hat. „Uns DDR-Turnern hing ja in der Vergangenheit manchmal der Ruf an, daß wir speziell am Boden zu ‚holzhackerhaft' turnen und uns zu wenig im ästhetischen Sinne anbieten würden. Andere Länder, vor allem die UdSSR, Japan und später auch die USA, hatten uns da einiges voraus. Und auch jetzt haben wir noch Nachholebedarf", schätzt Bernd, der 26jährige Oberfeldwebel, kritisch ein.

Wird eine Bodenübung unter dem Aspekt der Choreographie zusammengestellt, müssen Trainer, Aktive und Gymnastiklehrer ein





In jeder Übung verlangt – die Standwaage

Elegant, graziös, bezaubernd

gutes Gespann bilden. Anregungen für neue Ideen werden dabei auch aus Filmaufzeichnungen verschiedener Könner an den Geräten gewonnen. „Es ist bei der schöpferischen Phase des Suchens allerdings wichtig, daß man erkennt, was für einen selbst möglich ist, denn nicht jeder kann alles machen. Man muß an seine Stärken anknüpfen. Bei dem einen ist es die Rumpfbeweglichkeit, bei dem anderen die Spreizfähigkeit oder Sprungkraft", gibt Bernd Jensch zu bedenken. Kerstin Kurrat versteht es gut, da individuell zu unterscheiden und die gymnastischen Vorzüge des einzelnen auch seiner Übung zu erschließen. „Sie hat eine Menge drauf, aber nicht alles läßt sich verwirklichen", schränkt er ein. „Die eigenen Auffassungen kommen hinzu, denn ich muß es ja am Ende turnen und mich auch damit identifizieren können. Aber nicht immer kann man jenes, das bei Kerstin sehr ansprechend aussieht, selbst ebenso gekonnt darbieten... So ist beispielsweise mein Butterfly-Sprung am Boden, ein seltenes Element bei den Männern, noch längst nicht flügge."

Nicht nur die Diskrepanz zwischen gutem Willen und mangelndem Können wird da zur Barriere für den gymnastisch-choreographischen Tatendrang einer Kerstin Kurrat. „Es gibt vor allem unter den jüngeren Turnern einige, die sich einfach schämen, bestimmte gymnastische Elemente zu üben. Weil sie meinen, dann von den anderen Trainingskameraden belächelt zu werden. Noch zu oft ist die Scheu davor groß, mal aus sich herauszugehen, etwas anderes, Neues zu probieren." Einem Toller Cranston etwa, diesem extravaganten Eiskunstläufer vergangener Jahre, möchte man auf der Bodenmatte nun wahrlich nicht gleichen!

Bei allen Vorbehalten aber sind sich auch in Potsdam Trainer und Aktive einig, daß nur über eine gut fundierte Gymnastikausbildung der Weg zum sportlichen Erfolg an den Geräten führt. „Etwas mehr Konsequenz allerdings kann auch uns nicht schaden", meint Meisterklasseturner Lutz Richter. „Dem Trainer kommt da viel Verantwortung zu, er sollte immer wieder den Aktiven in diese Richtung drängen." Lutz hat schon als 11jähriger bei seinen ersten Turnschritten in Frankfurt (Oder) die klassischen Lektionen bei einer Ballettlehrerin

Auch der Spagatsprung gehört zur Gymnastikausbildung





vom Heinrich-Kleist-Theater gepaukt. Und auch sein damaliger Trainer achtete von Anbeginn auf saubere Haltung, so daß Lutz schon bei seinem Eintritt in den ASK als recht eleganter Turner galt.

Auf ihn und viele andere trifft zu, was eine „Ballerina" des sowjetischen Turnsports, die fünffache Olympiasiegerin Polina Astachowa, einmal feststellte: „In der Regel eignen sich alle jungen Turnerinnen und Turner die Grundzüge der Choreographie an. Sie formt die richtige Haltung, feilt die Bewegungen aus, führt zu Leichtigkeit und Eleganz." Und dies zu erreichen ist letztlich eine ebensolche Kunst wie die des Artisten; mit außergewöhnlichen Darbietungen die Zuschauer zu begeistern, auch wenn mit Turneraugen gesehen dabei noch so mancher Schönheitsfleck zu sehen ist.

Text: Andreas Götze
Bild: Werner Schulze



Lutz Richters virtuoser Spitzwinkelstütz am Boden
Klassische Ausbildung an der Stange (Bild links)
Potsdamer „Ballerinen" (Bild rechts)

postsack

Ruf aus Meißen an Meißener

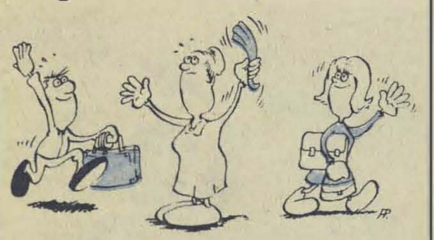
Wir sind das FDJ-Bewerberkollektiv für militärische Berufe der EOS „Ernst Schneller". Für eine geplante Zusammenkunft bitten wir alle ehemaligen Mitglieder, sich zu melden. Unsere Anschrift:
8250 Meißen, Kändlerstr. 1

Respekt

Ich habe großen Respekt vor allen jungen Männern, die sich entschließen, länger in den Reihen der Volksarmee zu dienen. Damit beweisen sie, daß sie fest zu unserem Staat stehen.
Petra Rothe, Leuna

Als mein Bruder

...von seiner dreijährigen Armeezeit zurückkam, waren meine Eltern froh, alle acht Kinder wieder zusammen zu haben. Doch vier Tage später packte ich die Tasche und fuhr für drei Jahre dienstlich nach Berlin. Jetzt bin ich schon ein halbes Jahr beim MdI. Die Arbeit macht mir sehr viel Spaß. Aufgrund der angespannten politischen Lage und der vom Imperialismus ausgehenden Gefahren werde ich mich verpflichten, bis zum Jahre 2000 in den bewaffneten Organen zu dienen. Da ich zu meinen Eltern ein gutes Verhältnis habe, werden sie mit meinem Entschluß auch zufrieden sein.
Ilona Zocher, Berlin



Frank, wo bist du?

Ich suche Frank Müller aus Bernburg, den ich kennengelernt habe, als er noch Soldat war. Nach seiner Entlassung im Oktober 1981 wollten wir uns treffen, haben uns aber verfehlt. Da ich seine Heimatadresse nicht habe, bitte ich ihn, mir zu schreiben.
Sigrid Bubbel, 6205 Dermbach, Kirchberg 1

Hallo, Michael Dietrich!

Wir haben seit langem einen prima Kumpel, der jetzt bei der NVA ist. Seit November 1980. Aber leider wissen wir nicht, wo er dient. Er stammt aus Sennewitz bei Halle. Wir würden uns sehr freuen, wenn er uns schriebe.
Ralf und Ilonka Lange, 4090 Halle, Block 658/4

„Zähmung des Taifuns"

Ich möchte allen AR-Lesern dieses Buch von Lew Besymenski wärmstens empfehlen – auch wenn ich damit möglicherweise der „Bibliothe-Karin" ein wenig ins Handwerk pfusche. Zu Anfang dieses Jahres als Gemeinschaftsausgabe des Verlages Progreß Moskau und des Verlages der Nation Berlin herausgekommen, behandelt es die Schlacht vor Moskau im Herbst und Winter 1941/42. „Taifun" nannten die Faschisten das



Unternehmen, mit dem sie die sowjetische Hauptstadt in die Knie zwingen und erobern wollten. In diesem Dokumentarbericht wird anhand vieler bisher unveröffentlichter Dokumente gezeigt, wie dieser Plan von der UdSSR und ihren Streitkräften vereitelt worden ist. Zugleich zerreißt Besymenski das Lügengewebe, welches die bürgerliche Publizistik um den Plan „Taifun" webte. Das Ganze liest sich zudem spannend wie ein Krimi.
Leutnant Jens Olbricht

Danke für den Tip! Übrigens „pfuschen" Sie unserer Bibliothe-Karin damit nicht „ins Handwerk"; sie hat über das Buch bereits geschrieben (AR 2/82) und teilt Ihre Meinung.

Museale Fundgrube

Das FDJ-Bewerberkollektiv für militärische Berufe der BBS „Hans Seidel" besuchte das Armeemuseum Dresden. Sachkundig führte uns Genosse Richter durch die kosmische Abteilung. Ein Film über Sojus 31 unterstützte und vervollkommnete die Informationen über die ausgestellten Exponate. Besonders beeindruckend ist die Landekapsel der Kosmonauten Sigmund Jähn und Waleri Bykowski. Darüber hinaus sind noch viele ihrer Ausrüstungsgegenstände zu sehen – zum Beispiel der Landefallschirm mit der beachtlichen Fläche von 1000 m². Aber auch die anderen Abteilungen fanden großes Interesse bei den künftigen Offizieren und Berufsunteroffizieren. Das Armeemuseum ist wirklich eine Fundgrube.
Holger Broda, Eisleben

gefragte fragen

Paßbildfrage

Für den Reservistenwehrdienst, den ich jetzt leiste, mußte ich mir den Bart abrasieren. Ich sehe das ein, habe aber dazu eine Frage. In meinem Personalausweis ist ein Paßbild mit Bart. Nach meinem Dienst will ich in die ČSSR fahren. Kriege ich da Schwierigkeiten als Mann ohne Bart, der im Personalausweis mit Bart abgebildet ist?
Gefreiter A. Thomas

In der Personalausweisordnung (GBl. der DDR, Teil I/1978, Nr. 31, Seite 345) heißt es: „Der Personalausweisinhaber hat im Personalausweis durch die zuständige Dienststelle der Deutschen Volkspolizei ein weiteres Paßbild anbringen zu lassen, wenn er auf dem Paßbild nicht mehr genügend zu erkennen ist." Folglich sollten Sie sich nach Ihrer Entlassung sofort an die zuständige VP-Meldestelle wenden.

Wozu diese Ausbuchtungen?

In der AR war eine 57-mm-Flak abgebildet. Der obere Rand des Schutzschildes hat wellenförmige Ausbuchtungen. Wozu dienen sie?
Yves-A. Froh, Berlin

Der höheren Stabilität des Schutzschildes. Außerdem ermöglichen sie es der Bedienung, das Gefechtsfeld zu beobachten ohne ganz hinter dem Geschütz hervortreten zu müssen. Ein dritter Gesichtspunkt ist die Tarnung: Die unklaren Umrisse des Schutzschildes erschweren die Aufklärung des Geschützes durch den Gegner.



Ü B R I G E N S soll bei den Briefen das Kriegen angenehmer sein als das Machen. Bleiben Sie trotzdem ein Macher!

Gewichtsfrage

Der T-72, so las ich es bei Euch, hat ein Gewicht von 41 t. Er wird als mittlerer Panzer bezeichnet. Spricht man aber bei einem Gewicht von über 40 t nicht schon von schweren Panzern?
Ingolf Bajonke, Leipzig

Früher galt als Gewichtsgrenze zwischen mittleren und schweren Panzern allgemein die 40-t-Marke. Entsprechend den Anforderungen im modernen Gefecht wurden jedoch die mittleren Panzer schwerer; das ergibt sich aus ihrer stärkeren Hauptwaffe und der größeren Panzerung. Moderne Panzer wie die der sowjetischen T-Reihe, besonders auch der T-72, erfüllen alle Aufgaben sowohl der mittleren als auch der schweren Panzer. Demnach spricht man, bis auf wenige überschwere Ausnahmen wie den britischen Panzer „Conqueror" (65 t), von mittleren oder Kampfpanzern.

Selbststudienmaterial?

Ich weiß, daß zur Ausbildung in der NVA auch die politische Schulung gehört. Nun habe ich gehört, daß es dafür ein besonderes Heft als Material für das Selbststudium geben soll. Ist das so?
Werner Breest, Salzwedel

Ja. Es handelt sich dabei um die von der Politischen Hauptverwaltung der NVA herausgegebenen Hefte „Wissen und Kämpfen"; jedes ist speziell einem Thema der Politschulung gewidmet.



Meldepflicht?

Muß ich mich bei der Volkspolizei abmelden, wenn ich zum aktiven Wehrdienst einberufen werde?
Werner Röhr, Dresden

Ja. Wer zum aktiven Wehrdienst einberufen wird, hat sich unter Vorlage des Einberufungsbefehls und des Wehrdienstausweises bei der für ihn zuständigen VP-Meldestelle ab- und nach Beendigung seiner Dienstzeit binnen sieben Tagen wieder anzumelden.

Sonderurlaub bei Gerichtsladung?

Ich bin vom Kreisgericht zu Hause als Zeuge zu einer Gerichtsverhandlung geladen. Bekomme ich dafür Sonderurlaub?
Soldat Kenny Wolter

Nein. Nach Ziffer 99 der DV 010/0/007 wird Ihnen dafür Dienstbefreiung gewährt. Sie ist unter Vorlage der Gerichtsladung zu beantragen.

gruß und kuß

Viele Millionen Küßchen und die allerliebsten Grüße schicke ich meinem Liebsten, dem Unteroffizier Jörg Fuchs. Ich habe ihn furchtbar lieb und freue mich auf unsere gemeinsame Zukunft.
Britta Kretschmer, Wustermark

Mein Gruß gilt allen unseren Soldaten. Damit wir in Frieden leben und arbeiten können, nehmen sie viele Entbehrungen auf sich.
Hans-Otto Krüger, Erfurt

Mein Mann ist seit Mai 1981 Angehöriger unserer Volksarmee. Ich möchte ihn auf diesem Wege recht herzlich grüßen, ebenso von unserem Sohn Patrick. Ich freue mich schon auf seinen nächsten Urlaub.
Ines Finke, Merseburg

Noch nachträglich gratuliere ich meinem Verlobten, Unteroffizier Enrico Täubig, zum Geburtstag. Viele liebe Küßchen und die allerliebsten Grüße.
Petra Neumann, Leipzig

Monika Tänzer und Töchterchen Madlen grüßen den Soldaten Dietrich Rosenhainer. Petra Lehniger aus Lübben grüßt ihren Verlobten Offiziersschüler Ronny Wergula und sagt ihm, daß er so weitermachen soll wie bisher. Weitere Grüße gehen von dem Soldaten Thomas Karsten an seine „kleine Ingelore", von dem Matrosen Marko Podewisch an seine Freundin Karin sowie von Marion Leistner aus Sonneberg an ihren Verlobten Bernd Coburger. Soldat Michael Reißig grüßt seine „treue und aufrichtige" Ramona, die er sehr lieb hat und auf die er stolz ist. Recht herzliche Grüße übermittelt Manuela Voigt aus Burg ihrem Verlobten Norbert Grubnau und Dagmar Schunke aus Sonneberg ihrem Verlobten Gerd Graupner in Bautzen.



soldatenpost

. . . wünschen sich: Manuela Heerwagen (17), 4090 Halle, Bl. 066, 2LWH, Zi. 918 – Sybille Schramm (17), 6502 Gera-Lusan, Str. der Neuerer 7/353 – Sabine Wolf, 8036 Dresden, Goldammerweg 4 – Heike Lohwasser (16), 1130 Berlin, Frankfurter Allee 185 – Anne-Kathrin Sommerfeldt (17), 9112 Burgstädt, Straße der DSF 5, LWH, Zi. 41 – Brigitte Voigt (18), 7845 Senftenberg, Greifswalder Str. 15 – Sylvia Abraham (18), 1136 Berlin, Rhinstr. 75, AWH 16

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Birgit Frainge (18), 7400 Altenburg, H.-Kaißer-Str. 9 – Christiane Radlanski (20), 7010 Leipzig, K.-Tauchnitz-Str. 4/6 – Angelika Kirchner (24), 9200 Freiberg, F.-Kögler-Ring 11 – Freia Ladewig (18, 1,70 m), 7030 Leipzig, B.-Kellermann-Str. 24/301 – Yvonne Piekarz (18), 2080 Neustrelitz, Parkstr. 1, PSF 25/27, LWH der DR, Zi. 8 – Birgit Pelka (17), 7026 Leipzig, H.-Beimler-Str. 56 – Dagmar Volker (26, 1,80 m), 1120 Berlin, Gounodstr. 45 – Marlis Rossow (19), 9005 Karl-Marx-Stadt, Hoffmannstr. 58, Internat – Monika Kastner (21), 1064 Berlin, postlagernd – Barbara Hüttner (29, Tochter 5), 9800 Reichenbach, Obere Lindenstr. 22, Fach 10–12 – Monika Zühlsdorf (16), 1408 Liebenwalde, Zehdenicker Str. 24a – Sabine Häseler (18), 6502 Gera-Lusan, K.-Sebastian-Str. 2/505 – Catrin Wöhlert, 4902 Droyßig, Zipo 2/21 – Manuela Köhnke (19), 2003 Friedland, Breitscheidstr. 30 – Gabriela Müller (23), 1100 Berlin, Borkumstr. 7

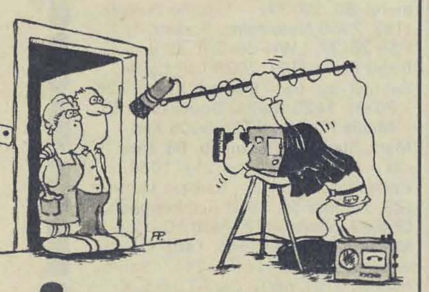
Schicken Sie das Gemachte an
Redaktion "Armee-Rundschau", 1o55 Berlin,
Postfach 46 13o

Stolz auf SEINE Berufswahl

Mein Verlobter ist Berufsunteroffizier bei den Grenztruppen der DDR. Für mich ist es selbstverständlich, daß ich zu ihm halte – auch wenn es nicht immer leicht ist. Die Probleme, die daraus entstehen, lösen wir gemeinsam. Ich bin stolz darauf, daß mein Verlobter gerade diesen militärischen Beruf gewählt hat. In diesem Jahr wollen wir heiraten. Für mich ist es ein gutes Gefühl zu wissen, daß mein Verlobter einen Beitrag dazu gibt, unser Vaterland zu schützen und zu stärken. Jedes Mädchen, das einen Jungen bei der Fahne hat, sollte sich überlegen, daß auch diese Zeit der Trennung durchaus eine schöne Zeit werden kann. Man sollte sie jedoch sinnvoll nutzen und nicht gleich die Flinte ins Korn werfen.
Carmen M., Neugersdorf

Überraschend klingelte es

Am 3. November 1981 wurde unser Sohn Uwe zu seinem 18monatigen Wehrdienst einberufen. Es war uns klar, daß er zu Weihnachten sicher nicht Urlaub bekommen würde. Dann jedoch geschah etwas für uns sehr Überraschendes: An einem Freitagabend im Dezember klingelte es. Meine Gattin öffnete und war zuerst erschrocken, standen doch drei NVA-Angehörige an der Tür. Mit einem freundlichen Gruß stellten sie sich vor. Sie seien unterwegs, um den jungen Soldaten ihrer Einheit eine Weihnachtsüberraschung zu bereiten. Wir staunten, als Hauptmann Henger ein Kassettengerät und ein Feldwebel den Fotoapparat zurechtmachten. Hauptmann Henger erklärte uns, daß



unser Sohn Uwe das Weihnachtsfest in der Kaserne verbringen müsse. Er bat uns, einige Grüße zum Fest auf das Tonband zu sprechen. Dazu wurde eine Platte mit Weihnachtsmusik aufgelegt. Außerdem wurden zwei Farb-Dia-Aufnahmen von unserer Familie gemacht. In einem Brief von Major Pohl wurden wir gebeten, ein Weihnachtspaket für unseren Sohn fertig zu machen – damit dann alles gemeinsam unserem Sohn zum Fest in feierlicher und würdiger Form überbracht werden könne. Als Eltern und Christen sehen wir darin die enge Verbundenheit zwischen der Armee und den Familien der Soldaten. Für diese gelungene Freude möchten wir uns ganz herzlich bei Major Pohl, Hauptmann Henger und allen, die dazu beigetragen haben, bedanken. Diese Initiative verdient noch nachträglich öffentliches Lob.
Familie Gottfried Schmidt, Freiberg

Hilfsbereite Soldaten

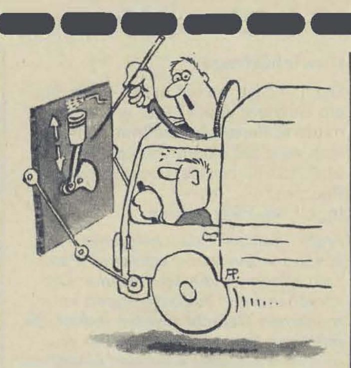
Neulich mußte ich längere Zeit im Leipziger Hauptbahnhof warten. Da macht man so seine Beobachtungen. Mir fiel auf, daß viele Soldaten, Unteroffiziere und auch Offiziere hilfsbereiter als andere Männer waren, wenn zum Beispiel eine Mutti mit Kinderwagen kam und es darum ging, ihn die Treppen hoch- oder runtertragen zu helfen.
Cornelia Seifert, Oschatz

alles, was Recht ist

Berufskraftfahrer-Abschluß in verkürzter Ausbildung?

Vor meiner Armeezeit bin ich bereits LKW gefahren. Hier bin ich als Militärkraftfahrer eingesetzt. Mein Betrieb hat vor, mich nach der Entlassung als Fernfahrer einzusetzen. Jedoch brauche ich dazu die Qualifikation als Berufskraftfahrer. Ich hörte, daß dies in einer verkürzten Ausbildung möglich sei. Stimmt das?
Gefreiter Bernd Steger

Die Antwort auf Ihre Frage gibt die Förderungsverordnung vom 13. Februar 1975 sowie die dazu erlassene 1. Durchführungsbestimmung (GBl. der DDR, Teil I/1975, Nr. 13). Dort heißt es: „Die Qualifikation als Facharbeiter ‚Berufskraftfahrer' können Angehörige der NVA nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst in einer verkürzten Ausbildung erwerben, wenn sie die Fahrerlaubnis besitzen, im Kfz-Dienst eingesetzt waren, regelmäßig an der festgelegten Spezialausbildung teilgenommen haben und zum Zeitpunkt der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst im Besitz eines Klassifizierungsabzeichens sind." Soweit § 15 (1) der 1. DB. Ziffer 2 desselben Paragraphen bestimmt, daß die bei der NVA erzielten Ausbildungsergebnisse mit je einer Zensur für die theoretische und



die praktische Ausbildung zu bewerten sind; dabei werden den Noten die bei der Klassifizierungsprüfung erreichten Resultate zugrunde gelegt. Wörtlich ist gesagt: „Der Nachweis erfolgt durch eine Bescheinigung der Entlassungsdienststelle der NVA." Sie ist Voraussetzung für die Einstellung als Berufskraftfahrer, verliert jedoch ein Jahr nach der Ausstellung ihre Gültigkeit – sofern in diesem Zeitraum weder ein Arbeitsrechtsverhältnis als Berufskraftfahrer aufgenommen wurde noch eine Anmeldung für die entsprechende Berufsausbildung erfolgt ist. Die verkürzte Ausbildung umfaßt lediglich die Fächer Betriebsökonomik, Fachzeichnen und Werkstoffkunde; es sei denn, der Reservist kann entsprechende Abschlüsse bereits aus seinem erlernten Ausbildungsberuf nachweisen.

hallo, ar-leute!

Erinnerungen

Als ich den Sportbericht „Ganz nach Belieben" las, wurden in mir Erinnerungen an meine Armeezeit von 1976 bis 1978 wach. Ich diente als Signalgast in eben solch einer Technischen Beobachtungskompanie. Jeder von uns war sich seiner verantwortungsvollen Aufgabe an der Staatsgrenze unserer Republik bewußt. Und in der Tat, es gehörten



postsack

Redaktion: Karl Heinz Horst
Vignetten Achim Purwin
Fotos: Gebauer, MBD-Fröbus, privat

geübte Augen dazu, um bei jedem Wetter die im Seegebiet befindlichen Fahrzeuge auszumachen und zu klassifizieren. Ich grüße auf diesem Wege alle ehemaligen Signalgasten, die mit mir gemeinsam dienten. Auch künftig werde ich zur treuen Leserschar Ihres interessanten und vielseitigen Magazins gehören, das ich nun schon seit 15 Jahren lese.
Heinz-Jürgen Scholz, Keula

Glückliche AR-Leser

Durch den Abdruck meiner Visitenkarte im Aprilheft 1978 habe ich meinen Mann kennengelernt. Im Frühjahr 1980 haben wir geheiratet, im Januar 1981 kam unsere Tochter zur Welt. Wir sind sehr glücklich.
Vera und Olaf Dreßler, Heidenau

Im November 1980 schrieb ich auf einen Briefwechselwunsch unter der Rubrik „Soldatenpost". Dadurch lernte ich meine jetzige Freundin kennen; in nächster Zeit wollen wir uns verloben. Es verbindet uns eine große



Liebe. Und es gibt keinen Urlaub, den wir nicht zusammen verbringen. Zwischendurch stören uns die 343 km, die wir voneinander entfernt sind, nicht. Mit dem beiliegenden Bild möchten wir uns recht herzlich bei Euch bedanken.
Unteroffizier Uwe Bergmann

Katrin und das Schneemobil

Die AR 12/81 hat mir wieder prima gefallen, vor allem auch der Beitrag über das Schneemobil. Das Bild von Katrin Lindner fand ich Spitze. Große Klasse war das Farbfoto von der „Kiew"; ich habe es mir gleich an die Wand gehängt.
Anja Danz, Saalfeld

Für jeden etwas

In der AR 12/81 gab es wieder für jeden etwas: Ein bißchen Militärtechnik, Berichte aus anderen Armeen, Kurzgeschichten und auch etwas fürs Armeeherz.
Unteroffizier Frank Wiegratz

Mit oder ohne i?

Wie heißt denn Sylvia nun richtig? Auf der Seite 85 steht Möbus und hinten, zu dem Farbfoto, Möbius!
Matrose Ralf Wernicke

Sie haben recht: Da ist eine Panne passiert. Richtig muß es auch auf dem Rücktitel heißen: Sylvia Möbus. Bitte entschuldigen Sie den Fehler.

„Im Kleinen ganz groß"

Dieser Artikel hat mir besonders gut gefallen und mir wichtige Informationen vermittelt. Ich bin selbst Modelleisenbahner und möchte Offizier im Militärtransportwesen werden. Auf meiner Modelleisenbahnanlage fahre ich bereits Militärtransportzüge. Auch an einem Modell-Panzerzug haben wir uns – mein Vater hilft mir – versucht.
Peter Ellwanger, Berlin

Aus der Lettischen SSR

Seit über sieben Jahren lese ich Ihre Zeitschrift und finde sie prima. Auch mein Sohn Iwars, der in unserer Sowjetarmee als Tankist gedient hat, liest sie gern und bewahrt alle Hefte der AR auf.
Elsa Liepkalne, Cesis, UdSSR – Lettische SSR

Soldatenmeinung

Manches, was in der „Armee-Rundschau" stand, hat uns geholfen, ähnlich gelagerte Probleme in unserer Kompanie zu klären und zur Sprache zu bringen. Nach meiner und der Meinung der Soldaten ist die AR ein wertvoller Beitrag für das Soldatenleben.
Unteroffizier Mario Kurth

Lob für Heinz Rode

Am besten gefallen mir die AR-Waffensammlungen. Ich möchte dem Zeichner Heinz Rode ein großes Lob aussprechen, denn er gestaltet sie immer sehr schön und umfangreich. Auch die Poster sind Euch in der letzten Zeit besser gelungen.
Martin Schomann, Schwerin

Über zwei Jahrzehnte

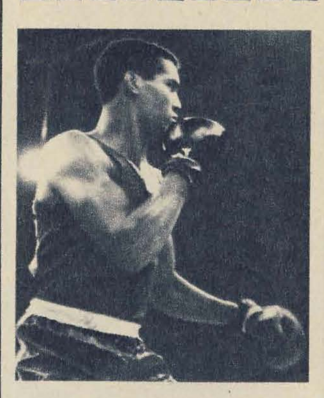
...bin ich nun schon AR-Leser. Etwa ab 1960 habe ich alle Hefte gesammelt. Die meisten Beiträge, die Ihr veröffentlicht, gefallen mir – ob es nun die militärpolitischen sind, die AR-Waffensammlung, die Preisrätsel (auch wenn ich dabei noch nichts gewonnen habe) oder die Geschichten, die die Soldaten selbst schreiben. Mein besonderes Interesse gilt den Grenztruppen der DDR, weil ich von 1953 bis 1960 Angehöriger der Deutschen Grenzpolizei war.
Unteroffizier d. R. Manfred Groß, Eisenhüttenstadt

Besonders

...gefallen mir immer wieder die Typenblätter und die AR-Waffensammlung.
Lutz Markert, Wilkau-Haßlau

Allseits beliebt

Die AR ist in unserer Einheit bei allen Dienstgrad-Gruppen beliebt und wird immer mit Spannung erwartet.
Major Wilfried Rosenberg



Teofil Stevenson

...aus Kuba wurde dreimal Box-Olympiasieger. In einem Porträt zeichnen wir die Stationen des Schwergewichtlers und einstigen Angehörigen der Revolutionären Streitkräfte nach. Außerdem stellen wir die Waffengattung mot. Schützen vor und berichten über einen dort tätigen Kompaniechef. In der AR-Waffensammlung: Panzerabwehrmittel. Sie lernen Taucher der Tschechoslowakischen Volksarmee, mongolische Soldaten sowie den Gewichtheber-Nachwuchs der ASV Vorwärts kennen. In einer Drehreportage berichten wir über den neuen DEFA-Film „Sonjas Rapport". Weitere Beiträge befassen sich mit dem Einsatz von Containern im Militärwesen, den Freuden und Sorgen eines Klubratsvorsitzenden und einer Geschwaderfahrt von Schiffen der sowjetischen und polnischen Seekriegsflotte sowie der Volksmarine. Das alles und noch mehr finden Sie

in der nächsten ar



Artilleristentaufe

Krachend zerreißt der Abschuß die morgendliche Stille über dem Übungsplatz. Sandstaub wirbelt hoch, Pulvergase breiten sich aus. Eine 152-mm-Granate hat die Kanonenhaubitze verlassen, orgelt durch die Luft ins Zielgebiet. Wird sie treffen? Unausgesprochene Frage der Kanoniere hier in der 8. Batterie des Artillerieregiments „Willi Bredel". Minuten später enthebt ein Zuruf des Batterieoffiziers sie aller Zweifel: „Getroffen! Sehr gut!"

Freude macht sich auf den Gesichtern der Geschützbedienung breit. Ihr lückenloses gemeinsames Arbeiten hat den großen Wurf gebracht. Richtig eingelegt und eingestellt wurden Pulverladungen und Zünder, genau markiert die Werte am Richtaufsatz, tadellos in das Rohr geschoben Granate und Kartusche.

Dort an dem Erdloch, wo die Munitionskanoniere hocken, versammelt sich die Bedienung um den Gefreiten Zempa. Einer bringt die noch warme Kartusche angeschleppt. „Komm her, Zempi! Jetzt wirst du getauft!" Vier Finger langen in das Innere der Metallhülle, wischen den fettigen Pulverruß auf, schmieren ihn auf des Gefreiten Stirn. Gleich danach klopft Gefreiter Escher, der Geschützführer, seinem Munitionskanonier mit dem Ladestock, Ansetzer genannt, auf die Schulter. „Toi! Toi! Toi!"

Ein alter Brauch in der Waffengattung. Nur der ist ein „echter" Artillerist, der die Pulvergase geschnuppert hat. Nur der erhält die dafür vorgesehenen Insignien. Für den Gefreiten Zempa war es das erste Schießen. Ausgebildet als mot. Schütze, wurde er nach einem Jahr hierher versetzt. Mit Eifer eignete er sich innerhalb weniger Wochen die nötigen Fertigkeiten an. Mit Erfolg. Das heutige Schießen beweist es – und die rußige Auszeichnung samt Urteil seiner feixenden Kameraden: „So, jetzt erst bist du ein richtiger Kanonier!"

Text: Oberstleutnant H. Spickereit
Bild: Oberstleutnant E. Gebauer (2); A. Tessmer



Und werden nicht

Konstantin Simonow

„Aus einem Graben erhob sich ein Riese von Mann und erkundigte sich, wer wir seien. Wir antworteten: ‚Korrespondenten'. Es war so finster, daß man die Gesichter nicht erkennen konnte. ‚Was für Korrespondenten?' schrie er. ‚Was für Korrespondenten haben nachts um zwei hier was zu suchen? Wer schickt Sie? Auf der Stelle legen Sie sich hierher und bleiben liegen, bis es hell wird. Schließlich kenne ich Sie nicht'."

So beschrieb Konstantin Simonow in seinen in AR 3/1982 veröffentlichten Tagebuchnotizen aus dem Jahre 1941 den Empfang durch Oberst Kutepow in jenem Regiment nahe Mogiljow, das sich gleich anderen Truppenteilen der 172. Schützendivision den Faschisten in den Weg gestellt und die Panzer Guderians zurückgedrängt hatte. Kutepow war ein Kommandeur, in dem der Schriftsteller einen erfahrenen, klugen, standhaften und tapferen Mann sah, die Gestalt eines entschlossenen Kämpfers. Rückzug, Durcheinander – und plötzlich Ordnung, eiserne Festigkeit und – das war die Hauptsache – greifbare Resultate: Zerstörte Panzer. Neununddreißig!

Lesen Sie, was Simonow nach dem Krieg über Oberst Kutepow und andere Männer des Regiments noch erfuhr.

* * * * *

Beim Kommandeur des 388. Schützenregiments, Oberst Kutepow, trafen wir am 13. Juli abends ein und verließen sein Regiment am folgenden Tag. Ein kurzer Aufenthalt, nicht einmal ein ganzer Tag. Aber diesen Aufenthalt werde ich aus vielerlei Gründen nie im Leben vergessen, weshalb ich hier von



Kutepow wie auch von anderen seines Regiments das wenige berichten will, was ich zusätzlich in Erfahrung bringen konnte.

Vor mir liegen aus den Kaderakten reproduzierte alte Vorkriegsfotos von Semjon Fjodorowitsch Kutepow, von Kommissar Wassili Nikolajewitsch Sobnin, Stabschef Sergej Jewgenjewitsch Plotnikow, Bataillonskommandeur Dmitri Stepanowitsch Gawrjuschin, Kompanieführer Michail Wassiljewitsch Chorschow . . . Der älteste von ihnen – Kutepow – war damals 1941 fünfundvierzig Jahre alt, alle anderen aber waren wesentlich jünger. Gawrjuschin – sechsunddreißig, Plotnikow – einunddreißig, Sobnin – achtundzwanzig und Chorschow – dreiundzwanzig.

Orte, an denen man vor dreißig Jahren weilte, erkennt man zuweilen überhaupt nicht, zuweilen aber auf Anhieb wieder. Als ich nach Mogiljow kam und über die Kampfstätten des Jahres 1941 ging, konnte ich mich genau erinnern, wo sich dies und jenes zugetragen hatte. Ich erkannte den Verteidigungsabschnitt zwischen der Eisenbahnstrecke und der Landstraße, den das Bataillon Gawrjuschins bezogen hatte, ich erkannte das Feld wieder, auf dem die abgeschossenen deutschen Panzer gestanden hatten, ich erkannte auch jene Stelle wieder, wo Chorschow und ich gesessen hatten.

Unweit davon steht an der Straße heute ein Obelisk, dessen Aufschrift berichtet, daß hier im Juli 1941 das 388. Schützenregiment „mit beispielloser Standhaftigkeit" die Attacken der deutschen Panzer zurückschlug. Die Namen der Gefallenen finden sich nicht darauf, und in diesem Fall wäre es wohl auch kaum möglich gewesen: in den Kämpfen um Mogiljow wurde das 388. Regiment fast völlig aufgerieben.

Hier sind einige Familiennamen und Dienstgrade, bei manchen auch die Vornamen:

388. Schützenregiment
Smirnow – Sergeant.
Groschow, Iwan Dmitrijewitsch – Rotarmist.
Sjomin – Rotarmist.
Bondar – Nachrichtensoldat, Rotarmist.
Gromow – Nachrichtensoldat.
Mjodnikow – Oberleutnant, Bataillonsadjutant.
Orjoschin – Unterpolitleiter.
Stepanow – Untersergeant.
Suschkow – Untersergeant.
Tarassjewitsch, Sawwa Michailowitsch – Sergeant.
Dawydow – Hauptmann.

Ich habe all diese Namen im Notizbuch festgehalten, weil jeder dieser Männer damals in den Kämpfen bei Mogiljow etwas vollbracht hat, was nach Meinung ihrer unmittelbaren Vorgesetzten verdient hätte, in der Presse erwähnt zu werden.

„Unweit davon steht an der Straße heute ein Obelisk, dessen Aufschrift berichtet, daß hier im Juli 1941 das 388. Schützenregiment, mit beispielloser Standhaftigkeit, die Attacken der deutschen Panzer zurückschlug"

weichen

Nur einen der Männer des 388. Schützenregiments, die mich jetzt von den alten Fotos her anschauen, traf ich nach Mogiljow noch einmal wieder. Im Juni 1945 fand ich in Moskau einen Brief vor, der bereits im Winter eingetroffen war, als ich noch an der Front weilte:
„. . . Ich bitte um Antwort, damit wir uns, falls ich am Leben bleibe, treffen können und ich Ihnen als Schriftsteller Material übergeben kann zum Gedenken an die Helden der schweren Julitage, die die ganze Schwere der ersten Vorstöße haben tragen müssen. Das sind Ihre Worte. Man muß ihrer gedenken, sie haben sich das gegenüber der Heimat verdient! Dies schreibt Ihnen der Kommandeur jenes Bataillons, das Sie mit Troschkin auf dem Schlachtfeld bei Mogiljow im Juli 1941 besuchten. Zur Zeit bin ich an der Front, obwohl mein Gesundheitszustand das eigentlich nicht erlaubt. Ich soll abkommandiert werden, schicken Sie die Antwort auf diesen Brief doch lieber an meine Heimatanschrift, und ich werde Sie bei der ersten Gelegenheit aufsuchen. Gruß an Troschkin, falls er noch am Leben ist.
17. 1. 45
Mit kommunistischem Gruß
Gawrjuschin, Hauptmann"

Es war zu spät, Troschkin diesen Gruß zu bestellen, denn zu der Zeit war er schon gefallen. Ich teilte dies Gawrjuschin mit, als ich ihn zu mir einlud. Aber bis zu unserem Wiedersehen sollte noch einige Zeit vergehen, denn er lag, nachdem er aus dem Krieg heimgekehrt war, lange im

Lazarett, und ich traf ihn erst 1947 als schwerkranken Mann. Gawrjuschin litt sehr unter seiner hoffnungslosen Invalidität, wobei er nicht so sehr an sich dachte als vielmehr an jene, die ihn betreuen mußten.
Darüber schrieb er mir in seinem letzten Brief: „. . . Ich bedaure sehr, daß ich nicht gefallen bin. Ich würde friedlich unter der Erde liegen, keiner brauchte sich Gedanken um mich zu machen. Dann war kein Brief mehr gekommen. Und auf meine Briefe erhielt ich keine Antwort. Schließlich fand ich Gawrjuschins Kaderakte mit der letzten Eintragung: „Verstorben am 7. Mai 1953."
Eine Kaderakte enthält viele Einzelheiten, die ein Bild vom Wesen und Schicksal eines Menschen vermitteln. Gawrjuschin war Moskauer, Sohn eines Arbeiters, vaterlos aufgewachsen, da der Vater bei den Streiks im Jahre 1905 getötet worden war. Als Dreizehnjähriger war Gawrjuschin mit seiner Mutter nach Bessarabien gekommen, trat dort Kotowskis Abteilung bei und wurde in den Kämpfen bei Bendery verschüttet. 1924 trat er dem Komsomol bei, 1930 der Partei. 1928 ging er zur Armee. Absolvierte die Kiewer Infanterieschule und war seit Oktober 1939 Kommandeur eines Bataillons im 388. Schützenregiment. „Findet sich rasch und richtig in der Lage zurecht. Ein willensstarker Kommandeur, der hohe Anforderungen stellt", schrieb Regimentskommandeur Kutepow im Oktober 1940 über ihn und fügte hinzu: „Körperlich gesund, bedürfte aber wegen einer Neurose der Behandlung." Anscheinend war die Neurose eine Folge jener weit zurückliegenden Verschüttung, die sich immer wieder bemerkbar machte.
Der Akte beigefügt ist ein Bericht Gawrjuschins, in dem er seine Kämpfe und den Ausbruch aus dem Kessel beschreibt. Ich zitiere einige Stellen daraus: „. . . Nach vierzehn Tagen pausenlosen Kampfes erlitt ich eine Quetschung, blieb aber bei der Truppe, wurde danach an Arm und Bein verwundet. Kam am 24. Juli ins Lazarett nach Mogiljow. Am 26. Juli wurde die Stadt von den Faschisten genommen, das Lazarett aber nicht geräumt, da wir eingeschlossen waren. Am 28. Juli flüchtete ich mit Angehörigen meines Bataillons aus dem Lazarett. Bei einer Frau aus der Stadt zogen wir uns um und machten uns auf den Weg zu unseren Truppen. Wir gaben uns als Häftlinge aus, die auf dem Flugplatz eingesetzt gewesen und bei einem Bombenangriff verwundet worden waren. Am fünften Tag schnappten uns die Faschisten an der Frontlinie. Sie hielten uns drei Tage fest und schafften uns in ein Lazarett nach Smolensk. . .
Dort brachten wir drei Tage zu, wobei wir alles gründlich auskundschafteten, flüchteten dann aus diesem Lazarett, erreichten fünfzehn Tage darauf wieder die Frontlinie im Raum Schmakowo, wo wir wieder aufgegriffen wurden. Man ließ uns fünf Tage hungern, verfrachtete uns auf Lkws und fuhr mit uns Richtung Smolensk. Als wir eine Gruppe Kriegsgefangener



Bataillonskommandeur D. S. Gawrjuschin

Regimentskommandeur Kutepow

Stabschef S. B. Plotnikow

Und werden nicht

von uns einholten, hießen uns die Deutschen absteigen, wir mußten uns der Kolonne anschließen und wurden weitergetrieben. Der Hunger und die schmerzenden Wunden hinderten mich daran, mit den Gesunden Schritt zu halten. Ich blieb zurück, aber die faschistischen Posten trieben mich mit Kolbenstößen in den Rücken immer wieder weiter. . . Nachdem wir in der Nacht ein wenig Kräfte gesammelt hatten, flohen wir gegen Morgen. Waren mehrere Tage unterwegs. Kamen in die Ortschaft Stodolistsche, wo wir einen Arzt von uns fanden. Wir baten ihn, uns zu verbinden. Er säuberte Wunden – die bereits eiterten. . ."

Im weiteren berichtet Gawrjuschin, wie er sich in dieser Ortschaft versteckt hielt, wieder genas und von einem Ortseinwohner, „einem gewissen Shukow", bei der faschistischen Kommandantur als Kommunist und Kommandeur denunziert wurde. Gawrjuschin aber wurde rechtzeitig gewarnt und konnte im letzten Moment fliehen.

„Ortseinwohner kleideten mich ein, weil ich so gut wie nackt war und wir schon Oktober hatten. Ich wollte mich noch einmal zu den Unseren durchzuschlagen versuchen, was mir diesmal auch gelang.

Am 6. Oktober 1941 erreichte ich endlich bei der Stadt Jefremow, Gebiet Tula, die Linien unserer 3. Armee, die vom Helden der Sowjetunion Generalleutnant Kreiser geführt wurde, meinem ehemaligen Divisionskommandeur. Von Jefremow aus wurde ich zur Kur geschickt. . ."

Hinzuzufügen wäre noch, daß Hauptmann Gawrjuschin, nachdem er Tauglichkeitsstufe zwei erhalten hatte, trotzdem seinen Einsatz an der Front durchsetzte, wo er Verbindungsoffizier im 63. Schützenkorps war. Es war ihm aber nicht beschieden, bis Kriegsende am Kampf teilzunehmen. Die Verwundungen und die Folgen der Verschüttung machten sich bemerkbar, er wurde von einem schweren Nervenleiden befallen und aus Gesundheitsgründen in die Reserve entlassen. So hatte sich das Schicksal des Hauptmanns Gawrjuschin gestaltet.

Gawrjuschins Akte ausgenommen, brachen in allen anderen Kaderakten die Eintragungen mit dem Jahr 1941, mit den letzten dienstlichen Beurteilungen aus der Vorkriegszeit ab. . . Ein mit dem 6. Juni 1941 datiertes Dokument: „Der Bataillonskommissar Wassili Nikolajewitsch Sobnin wird als Stellvertreter des Kommandeurs des 388. Schützenregiments für Politarbeit zu Ihnen versetzt. Hat am 10. Juni dieses Jahres an seinem neuen Einsatzort zu sein. Von seinem Eintreffen ist Meldung zu machen."

Die Kaderakte des Leutnants Michail Wassiljewitsch Chorschow. Das Foto zeigt einen kahlgeschorenen jungen Offiziersschüler. Der Fragebogen enthält nur lakonische Eintragungen: „nein", „nein", „nicht dort gewesen" usw. . . .Am 23. Februar 1939 legte er den Soldateneid ab. Und dann folgt eine einzige Beurteilung:

„Streng gegen sich selbst, diszipliniert, taktische Ausbildung ‚gut', kann zum Leutnant befördert, als Zugführer eingesetzt werden."

Dann aber kam der Krieg, kam Mogiljow, kamen Gefechte, in denen er, wie seine Kameraden auch, seine Vorkriegsbeurteilung bestätigte. Sie bestätigte und fiel. Kein Zweifel, so war es.

Die Kaderakte des Kommandeurs des 388. Schützenregiments, Semjon Fjodorowitsch Kutepow, ist umfangreich, umfaßt viele Seiten. Das kurze Zusammentreffen mit Kutepow war für mich eines der bedeutendsten während des Krieges. So, wie ich mich seiner erinnerte, war Kutepow ein Mann, der, hätte er bei Mogiljow überlebt, später zu Großem fähig gewesen wäre.

Semjon Fjodorowitsch Kutepow entstammte einer Bauernfamilie im Gouvernement Tula, beendete 1915 die Handelsschule, wurde in die zaristische Armee einberufen, absolvierte die Alexandrower Kriegsschule, kämpfte im Rang eines Unterleutnants (und nicht eines Fähnrichs, wie es in meinem Tagebuch heißt) an der Südwestfront gegen die Deutschen. Ging 1918 als Freiwilliger zur Roten Armee, kämpfte gegen die Weißpolen und verschiedene Banden, führte einen Zug und eine Kompanie, wurde verwundet. Besuchte einen Weiterbildungslehrgang für Stabsoffiziere und beendete das Studium an der Fernstudienfakultät der Frunse-Akademie mit


Regimentskommissar W. N. Sobnin

Kompaniechef M. W. Chorschow

Weichen

Und

Auszeichnung. Lernte Deutsch. War vier Jahre Chef der Allgemeinen Abteilung eines Divisionsstabes, zwei Jahre Bataillonskommandeur, drei Jahre Stabschef eines Regiments, vier Jahre Gehilfe eines Regimentskommandeurs und zwei Jahre Regimentskommandeur. In dieser Dienststellung ging er in den Krieg. Die Beurteilungen Kutepows enthalten für seine verschiedensten Dienstjahre einträchtig die besten Einschätzungen. 1928 – „Befähigter Stabsoffizier." „Versteht sein Handwerk." „Exakt. Sorgfältig. Diszipliniert." „Läßt sich von einer einmal gefaßten Idee nicht abbringen." „Beweist in schwierigen Situationen Willensstärke." „Ist außer der Reihe zu befördern." 1932 – „Energisch, initiativreich, hat die Willensqualitäten eines Kommandeurs. Liebt und beherrscht das Soldatenhandwerk." 1936 – „Orientiert sich rasch in einer Situation und faßt überlegte Entschlüsse." 1937 – „Energisch, ein fähiger Kommandeur. In jeder Beziehung entwickelt." 1941 – „Hat sich bei der Führung eines Regiments als energischer, willensstarker, kulturvoller Kommandeur erwiesen. Ist durch sein persönliches Beispiel ein Vorbild an Beharrlichkeit und Disziplin. Sein Regiment nimmt in Gefechtsausbildung und politischer Schulung den ersten Platz innerhalb des Korps ein, was bei Inspektionen wiederholt hervorgehoben wurde."
Diese letzte Beurteilung trägt die Unterschrift von F. A. Bakunin, dem Kommandeur jenes Korps, in dem Kutepow der härtesten aller Prüfungen unterzogen werden sollte, die Krieg genannt wird.
Als ich die Kaderakten von Oberst Kutepow und noch einigen anderen Militärs las, die sich in den schwersten Tagen des Jahres 1941 besonders hervorgetan haben, überkam mich manchmal eine gewisse Verständnislosigkeit: Warum sind viele dieser Männer, verglichen mit anderen, in ihrer dienstlichen Laufbahn vor dem Krieg so langsam vorangekommen? Zurückschauend, unter dem Blickwinkel der im Krieg vollbrachten Taten, entstand sogar der Eindruck, an ihrem langsamen Vorankommen konnte irgend etwas nicht in Ordnung sein. Später jedoch, nachdem ich mir das richtig durch den Kopf hatte gehen lassen, gelangte ich zu einem anderen Schluß: Dieses langsame Vorankommen mit der vollständigen und umfassenden Beherrschung oder, wie die Soldaten sagen, dem „Abdienen" jeder Leitersprosse war genau das Richtige. Eben diese Art der Karriere ließ diese Männer in der schwierigsten Situation der ersten Kriegszeit auch der von ihnen zu Beginn der Kämpfe bekleideten Stellung vollauf gerecht werden.
Damals, 1941, war ich sehr beeindruckt von Kutepows Entschlossenheit, jene Stellungen auf Leben und Tod zu halten, die er bezogen und befestigt hatte; sie zu halten, was auch immer links und rechts von ihm geschah. Ob ich wohl mit meiner tiefen inneren Billigung dieser Auffassung recht hatte?
Das Problem ist komplizierter, als es auf den ersten Blick scheint. Es geht nicht darum, ob ein Befehl ausgeführt werden muß oder nicht. Das war für Kutepow nicht Gegenstand von Überlegungen. Es geht um das Gefühl, das bei mir aufgekommen war, daß dieser Mann im Grunde keinen anderen Befehl erhalten wollte als den, auf Leben und Tod zu kämpfen. Und zwar hier, bei Mogiljow, wo er sich befestigt, den Deutschen bereits schwere Verluste zugefügt hatte und wo er ihnen, wenn er sich nicht von der Stelle rührte, bei all ihren neuerlichen Versuchen, sein Regiment anzugreifen, noch weitere zufügen würde.
In ihren Abhandlungen zur Kriegsgeschichte weisen Wehrmachts-Generale immer wieder nachdrücklich darauf hin, daß wir 1941, indem wir in den von ihnen gebildeten „Zangen" und „Schläuchen" verblieben und unsere Truppen nicht rasch genug einer sich abzeichnenden Einschließung entzogen, oft ihren Vorstellungen entgegengekommen seien: unsere Truppen nicht hinauszulassen und uns unersetzliche Menschenverluste zuzufügen.
In den gleichen Abhandlungen führen die gleichen Generale kritisch gegenüber sich selbst und billigend gegenüber unserem Oberkommando jene Fälle an, da es uns 1941 ihrer Meinung nach „rechtzeitig" gelang, unsere Truppen aus sich bereits abzeichnenden Einschließungsringen herauszuführen und damit Soldaten für spätere Schlachten zu erhalten.
Diesen Urteilen ist natürlich die Logik nicht abzusprechen. Betrachtet man aber die konkrete Lage zu Kriegsbeginn näher, scheint mir doch, daß die deutschen Generale manchmal mit der Dialektik auf Kriegsfuß stehen. Hätten wir zu Kriegsbeginn danach trachten sollen, unsere Truppen in aller Eile aus allen sich abzeichnenden Einschließungsringen herauszuführen? Einerseits hätten wir dies tun sollen. Aber dann hätte man ja gleich in den ersten Kriegstagen einen Befehl über den sofortigen allgemeinen Rückzug aller drei im Grenzgebiet stehenden Armeen der Westfront erlassen müssen. Meiner Meinung nach konnte in diesen ersten Tagen nicht nur aus technischen Gründen, etwa der fehlenden Nachrichtenverbindungen wegen, sondern auch aus psychologischen Gründen ein solcher Befehl nicht erlassen werden.
Lew Tolstoi schrieb 1854 in seinem Tagebuch: „Truppen, die noch kein Pulver gerochen haben, können sich nicht zurückziehen, sie ergreifen die Flucht." Eine sehr richtige Bemerkung. Der organisierte Rückzug ist die schwierigste Art von Kampfhandlungen, und dies gilt um so mehr für Truppen ohne jede Kriegserfahrung, wie es unsere zu Kriegsbeginn zum größten Teil waren. Ein solcher allgemeiner Rückzug hätte sich in der Praxis in jener Lage, die in unseren Vorkriegsplänen

werden nicht weichen



Eine von innerer Dramatik erfüllte Aufnahme des sowjetischen Fotoreporters Chalip, die Konstantin Simonow hoch schätzte: Vor einem erbeuteten riesigen weittragenden Geschütz der Faschisten stehen auf Krücken aus dem Lazarett gekommene Sowjetsoldaten. Invaliden und – Sieger.

nicht vorgesehen war, und unter den Schlägen der Deutschen in eine Flucht verwandeln können.
Man braucht sich heute nicht für alle seinerzeit bei uns getroffenen Entscheidungen zu rechtfertigen, darunter auch nicht für eine Reihe verspäteter Entscheidungen zum Rückzug, oder in anderen Fällen für die gegen allen gesunden Menschenverstand gehende Angst, die Verteidigungsfront zu verkürzen, zu begradigen, nur weil es die buchstäblich aufgefaßte, aus der Vorkriegszeit stammende Losung „Keinen Fußbreit hergeben" verbot, die bei aller ihrer äußerlichen Anziehungskraft in ihrer buchstäblichen Auslegung auf dem Schlachtfeld vom militärischen Standpunkt aus gefährlich und falsch zugleich war. Allein mir scheint, daß sich der reale Verlauf des Krieges in seiner ersten Periode als Resultante mehrerer Faktoren entwickelte. Die Summe unserer Rückzüge, der rechtzeitigen und der verspäteten, und unserer Verteidigungen, der beweglichen und der starren, der blutigen und der heldenhaften, darunter auch der lang dauernden, bereits in den Kesseln, bestimmte sowohl die Verzögerung des Vormarschtempos der Deutschen wie auch den sie überraschenden ungebrochenen Geist unserer Armee nach den ersten Kampfwochen.
So verspüre beispielsweise ich, ein Schriftsteller, der über den Krieg schreibt, nicht die geringste Lust, den geradlinigen logischen Konzeptionen der deutschen Generale zuzustimmen, die letztlich den Krieg verloren haben und hinterher sagen, zu Beginn dieses Krieges wäre es der beste Ausweg für uns gewesen, vor ihnen allenthalben so schnell wie nur möglich zurückzuweichen.
Bei nüchternster Beurteilung dessen, was in jener dramatischen Zeit geschah, müssen wir uns verneigen vor dem Andenken jener, die bis zum letzten Mann in starren Verteidigungsstellungen ausharrten und auf Leben und Tod in den Kesseln kämpften, damit anderen Armeen, Truppenteilen und Verbänden und unzähligen Menschen die Möglichkeit gebend, sich von den Deutschen zu lösen und aus Schläuchen und Kesseln einzeln und in Gruppen durch die deutschen Linien zu den Ihren durchzubrechen.
Der Heldenmut jener, die sich auf Leben und Tod verteidigten, ist über alle Zweifel erhaben. Unbestreitbar ist auch das, was durch ihn errungen wurde.
Eine andere Frage ist, daß der gleiche Heldenmut, wären wir von dem Kriege nicht überrascht worden und wären wir besser auf ihn vorbereitet gewesen, noch bessere Ergebnisse gezeitigt hätte.

Entnommen und gekürzt aus „Kriegstagebücher", Bd. I, Verlag Volk und Welt.
Zwischenüberschriften: AR
Gestaltung: Sepp Zeisz



Eine Kurzgeschichte von Kurt-Rudolf Böttger, illustriert von Fred Westphal



Die Freundinnen, Bräute und Ehefrauen der jungen, gerade eingezogenen Soldaten hatten an fast alles gedacht, an viel Zigaretten und noch mehr Briefpapier, schwarze Schuhcreme, Zahnpasta, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher mit herzlichsten Widmungen und vor allem an Fotos. Hans staunte über den Einfallsreichtum der Zurückgebliebenen. Frauenköpfe lächelten aus geöffneten Zigarettenetuis, hinter dem schützenden Zelluloid von Portemonnaies und Brieftaschen, dutzendweise aus kleinen und großen Alben oder dicken Kuverts, vom offenen Kofferdeckel, ja vom Kopf einer Meerschaumpfeife, die wohl nie geraucht werden würde. Den schönsten Einfall aber hatte mit Abstand ein Mädchen gehabt, das auf die 10 Stadtansichten eines Souvenir-Leporellos je ein Porträt ihres reizenden, aufreizenden, verlockenden, rätselhaften, nachdenklichen, lachenden, ernsten, fragenden, übermütigen, sehnsuchtsvollen Antlitzes geklebt hatte. Auf den weißen Rückseiten des Leporellos standen außerdem sinnreiche Sprüche, so „Liebe ist mehr als vier nackte Beine im Bett". Einer hatte keine Fotos, denn er war noch völlig unbeweibt. Ein anderer hatte Fotos von vielen Mädchen, weil er, wie er kundtat, bei der Armee Zeit habe, diese in Ruhe anzuschauen, um sich dann vielleicht zu entscheiden.

„Hast du kein Bild von deiner Mieze?" fragte der Leporello-Besitzer Hans.

„Doch." Und er zeigte ihm das eindrucksvolle Figurfoto seiner Freundin Karin, das die Runde machte und A- und O-Rufe erzeugte.

„Und was hast du da?"

„Was?"

„Na, diese Landkarte, Magnethafttafel oder Leinwand!?" Herrje, dachte Hans, jetzt geht's los. Warum hatte er auch dieses sonderbare Geschenk angenommen, mitgenommen?

„Steht doch drauf", antwortete er und kippte das lange Ding ein wenig nach vorn.

„Kulturhistorische Karte der DDR" lasen viele.

„Was soll der Quatsch?"

„Ich soll mich auch bei der Armee diesbezüglich bilden. Meine Freundin arbeitet in einem Landkartenverlag. Und ich will mal Kunsthistoriker werden. Versteht ihr?"

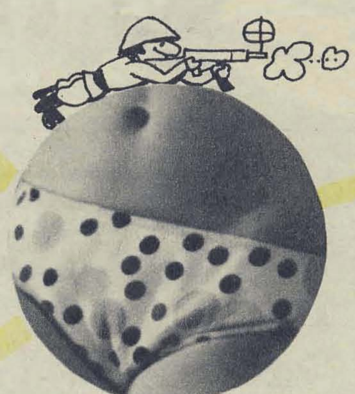
Die einen verstanden, die anderen nicht. Einige lächelten. Hans blieb ruhig, denn er hatte vor ein paar Stunden beschlossen, seine Sensibilität im Spind zu lassen.

★ ★ ★

Die „Kulturhistorische Karte der DDR" war eine liebevolle Einzelanfertigung. Hans begriff, daß dieses Geschenk viele Stunden Arbeit und natürlich auch Geld gekostet hatte. Die Städte, die er mit Karin einst besuchte, waren so eingezeichnet, wie man in der Kartographie sonst nur Hauptstädte markiert, Naumburg (da waren sie zum Hussiten-Kirschfest), Bad Dürrenberg (dort besuchten sie den „Vater der Salmén"), Merseburg (mit seinen weltberühmten Zaubersprüchen), Berlin (nicht nur Palast der Republik und Fernsehturm, sondern auch die Prozessionsstraße des Nebukadnezar), Wurzen (wegen Kuddeldaddeldu Joachim Ringelnatz), Dresden (das Hygiene-Museum, weil sich Hans auf wissenschaftlicher Grundlage das Rauchen abgewöhnen wollte)...

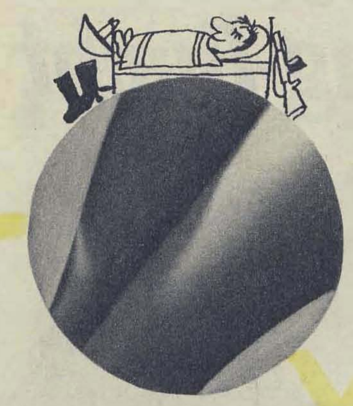
So also, dachte er, willst du mich festnageln, mir den Weg zeigen, den wir bisher gemeinsam gegangen sind, herrliche Erinnerungen wachrufen und meine Phantasie beflügeln. So kam es, daß er diese Karte weit öfter betrachtete als das Foto, das schon ziemlich gelitten hatte, weil Schweiß, Wasser, Hitze und Kälte nun mal eifrige Beschädiger sind.

Nach und nach versammelten sich vor der Karte immer mehr Soldaten, weil es über ihr Land doch so viel zu erzählen gab. Höhere Dienstgrade bemerkten das schmunzelnd, ihre Zustimmung war ungeteilt, denn was war für einen Soldaten schöner und nützlicher als das Studium der Heimat, für deren Schutz er die Kalaschnikow trug. Hans bekam den Spitznamen Atlas, seine Karte die Bezeichnung „K" wie Karin.



Inzwischen, es war ja schon einige Zeit vergangen, hatten die jungen Soldaten die Garnisonstadt auf vielfältige Weise für sich entdeckt. In der Gruppe von Hans war es Mode geworden, von einem Ausgang den Beweis stattgefundener Aktivität mitzubringen und diesen mit möglichst genauen Erläuterungen vorzustellen. Manchmal, was sich jeder denken kann, wurde etwas mitgebracht, um es so

schnell wie möglich wieder verschwinden zu lassen, anderes bekam seinen Platz über den Spinden, ein Poster, ein Theaterplakat, eine künstlerisch gestaltete Karte der Garnisonstadt . . .



Der Mädchenfotosammler mußte ein zweites Album anlegen, die Karte „K" verlor ihren Reiz, so daß Hans mehr und mehr allein davor saß, was er am Ende albern und sinnlos fand, zumal er sich einer Laienspielgruppe angeschlossen hatte, in der Soldaten und zukünftige Krankenschwestern spielten. Sein Auftritt war reizvoll. Laut Textbuch kam er gerade in Urlaub. Seine Frau, die sich einen Ersatzmann zugelegt hatte, sprang bei seinem völlig unverhofften Eintritt von der Couch auf und fiel ihm mit vielen Küssen um den Hals. Die diese Rolle spielende Schwesternschülerin Uta war verteufelt hübsch, und ihre Küsse wurden zur Freude des Regisseurs immer realistischer. Schließlich, der Großvater Utas hatte Geburtstag, war Hans in den Schrebergarten des alten Herrn eingeladen worden. Er nahm an, weil er, wie er seine aufbrechenden Gefühle vor sich selbst entschuldigte, schließlich ein Freund der Veteranen und ein Bewunderer von Blumen war. Der Garten lag nicht weit von der Kaserne entfernt, ein ideales Ziel und Plätzchen also, das er bis fünfzehn Minuten vor Zapfenstreich auskosten wollte. Ob nun Zufall oder nicht, jedenfalls nahm ein Genosse an, Hans hätte seine Karte vergessen, weil er auch in anderen Kompanien über kulturhistorische Begebenheiten sprach, und trug sie ihm hinterher. Hans, der schon nahe am Kasernentor war und den Genossen nicht wie einen Laufburschen zurückschicken wollte, nahm die Karte mit, obwohl er nicht wußte, was er damit bei Opas Wiegenfest anfangen sollte.
Der rüstige Jubilar begrüßte Hans herzlich und nahm ihm mit vielen Dankesworten die Karte als vermeintliches Geburtstagsgeschenk ab, entrollte sie und hing sie an einem Wäschepfahl auf. Jeder, der kam, begutachtete die Karte, wies mit den Fingerspitzen auf Erlebnispunkte, ja es entspann sich so was wie ein heimatkundlicher Wissenswettbewerb.
Hans hatte sich nach viel Kaffee und Kuchen, Likör und Pralinen mit Uta an einen Mini-Garten-



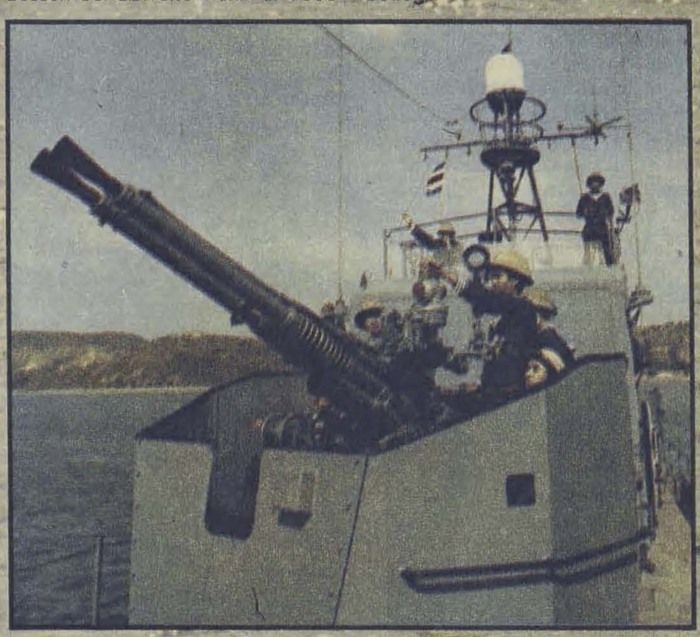
zwerg-Springbrunnen zurückgezogen und machte ihr nicht ohne Erfolg den Hof. Da erschien plötzlich der Großvater. „Weißt du, Soldat", sagte er, „dein Geschenk, die Landkarte, ist ja wunderbar. Sie hat mein altes Herz echt aufgeregt, in jugendlichen Schwung versetzt, na ja." Hans verstand nicht, wieso eine Landkarte einen Veteranen so mobil machen konnte. „Na ja", antwortete er, „die Karte ist schön, aber . . ." Der Alte unterbrach ihn. „Aber, aber. Willst du Schlingel einen alten Mann auf den Arm nehmen? Hast du nicht unter den roten Kreisen für mich etwas versteckt, he? Mein ältester Sohn, der ein erfahrener Optiker ist, hat das auf den ersten Blick bemerkt und mir sogleich ins Ohr geflüstert. Du bist mir schon einer."
Hans verstand zunächst gar nichts, aber dann fiel ihm ein, daß Karin hin und wieder die tollsten Sachen erfand, wie den hautengen Pullover, dessen Reißverschluß vom Nabel über das Herz zur linken Halsschlagader führte.
In diesem Moment sprang er auf und rannte mitten durch ein Blumenbeet zu der Karte. Tatsächlich. Eine echt Karinsche Idee. Zehnmal war Karin unter zehn abgerissenen und bislang aufgeklebten roten Kreisen zu sehen, das heißt teilweise, denn sie hatte sich von Nord nach Süd sozusagen zerlegt, in Haar, Gesicht, Grübchen, Hals, Arme, Brüste, Hüften, in einen weißen Fleck, Oberschenkel, Füße.
Uta ließ den verblüfften Soldaten stehen. Die Geburtstagsgesellschaft war teils belustigt, teils beleidigt. Hans nahm die Karte und trollte sich. Zwei Stunden Ausgang lagen noch vor ihm. Er setzte sich auf eine Bank und entfernte die zerlegte Karin von der Karte, steckte ihre Teile in seine Brieftasche und überließ die Überreste der tollen Idee einem Papierkorb.
Am nächsten Abend puzzelte er die zerlegte Karin zusammen, klebte sie auf eine Pappe und schickte diese als großen Brief an Karin.
„Wenn ich auf Urlaub komme", schrieb er auf die Rückseite der Pappe, „nehme ich Dich so auseinander, wie Du mir das auf Deiner ‚Kulturhistorischen Karte' empfohlen hast."
Karin schickte ein Dreiwortantworttelegramm: „Einverstanden. Klasse. K."



AR-Reporter Oberstleutnant Ernst Gebauer besuchte die vietnamesische Volksmarine. Er fuhr

Patrouille in der Ha-Long-Bucht

Auf dem Vorschiff des 37-mm-Zwillingsgeschützes, dessen Schußweite maximal 4000 m beträgt.

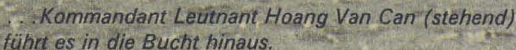


Das Patrouillenschiff hat abgelegt ...



Kaum habe ich das Schiff betreten, schrillt die Signalanlage, steigt ein Wimpel am Mast empor, eilen die Bedienungen an die Geschütze, legt es ab. Leutnant Hoang Van Can, der Kommandant, begrüßt mich. „Gefechtsalarm!" sagt er mit einem Blick auf die hin und her hastende Besatzung und: „Wir gliedern uns wieder in den Vorpostendienst unseres Verbandes ein." Wir fahren vorbei an den auf der Reede von Hong Gai ankernden Hochseeschiffen hinaus in die Bucht. Dabei kreuzen wir die Wege zahlreicher Dschunken, die in dieser landschaftlich einmaligen Bucht fischen. 3000 Inseln, steil aus dem Meer ragend, wie Edelsteine vom tiefblauen Wasser der Bucht eingefaßt, bieten einen bezaubernden Anblick. Nur schwer kann ich mich von ihm trennen und Leutnant Can folgen, der mir sein Schiff vorstellt.

Mit 98,5 Tonnen gehört es zu den Patrouillenschiffen des Typs HQ 07 und zum Verband M 70 der vietnamesischen Volksmarine. Es hat 28 Mann Besatzung und eine Be-



...Kommandant Leutnant Hoang Van Can (stehend) führt es in die Bucht hinaus.



Blau-weiß-rot am Mast – Gefechtsalarm!

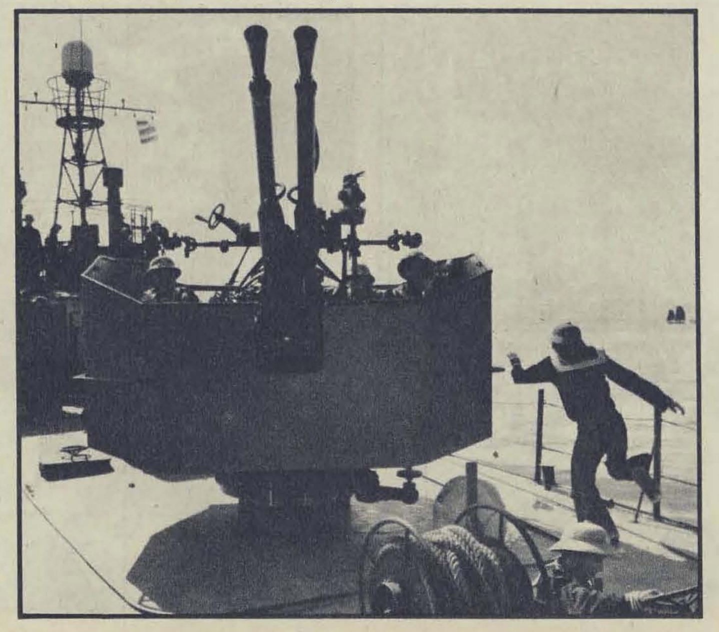


Patrouille in der Ha-Long-Bucht

waffnung von je einem 37-mm-Zwillingsgeschütz auf dem Bug und dem Achterschiff sowie je einem 25-mm-Zwillingsgeschütz auf der Steuer- und Backbordseite hinter dem Brückenaufbau. Seine Aufgabe ist es, an der Küste zu patrouillieren und sie zu bewachen (die Sozialistische Republik Vietnam hat eine Küstenlinie von 3260 km) sowie zu Handlungen mit anderen Einheiten der Marine oder der anderen Teilstreitkräfte bereit zu sein.
Der Leutnant hat meine Begeisterung für die Landschaft der Bucht bemerkt. Er sagt: „Das Land ist schön und es ist reich. Hier im Norden meiner Heimat, der Provinz Quang Ninh, zu der auch diese Bucht gehört, lagern Steinkohle, Eisen und Bauxit. Etwa 10 Millionen Tonnen Kohle werden im Jahr gefördert. Aber eben nur in Ruhe und Frieden. Unweit ist die Grenze zu China. Seit dem Debakel, das wir den Pekinger Hegemonisten im Februar 1979 bereiteten, trauen sie sich offen nicht mehr an uns heran. Dagegen dringen sie getarnt, meist in Fischerdschunken, in unsere Gewässer ein. Sie betreiben Aufklärung, setzen Diversanten ab und werfen wasserdichte Pakete ins Meer, in denen sich als Lockmittel vor allem Zigaretten und immer Hetzflugblätter befinden. So führen sie auch noch ideologische Diversion gegen unsere Bürger, gegen uns Seeleute."
Trotz der wenigen Tage, die ich im Lande bin, traf ich doch schon auf Probleme, mit denen seine Bürger fertig werden müssen. Zwar ist der Krieg gegen die USA-Aggressoren und die Saigoner Marionetten beendet, aber seine Folgen sind noch recht gegenwärtig. Wurden doch 12 Provinz- und Kreisstädte völlig zerstört. Insgesamt gingen 12 Millionen m² Wohnfläche verloren. Hunderttausende Hektar Ackerland wurden zerstört, eine halbe Million Hektar Wald muß total aufgeforstet werden. Daß da keiner zaubern kann, wissen auch die vietnamesischen Freunde, aber Ungeduld ist menschlich. Die Versorgung der Städte ist problematisch. Nicht nur ungenügender Ernten wegen, auch weil Straßen, Bahnen und Brücken den Krieg kaum überstanden haben. Industrialisierung. Man spürt allerorts das Bemühen darum. Doch ist sie nicht in einem Atemzug zu bewältigen. Und wer es damit eilig haben muß, kann auch Fehler machen, die später unter Verlusten zu korrigieren sind.
Ich schaue hinaus aufs Meer. Voller Segel ist die Bucht. Wie ein Schwarm brauner Schmetterlinge hocken sie auf dem Meer. Wer fischt wirklich, wer hat trübe Absichten? Natürlich ist die Bucht vietnamesisches Territorialgewässer. Fremde haben ohne Genehmigung da nichts zu suchen. Aber die 3000 Inseln nehmen die Übersicht. Damit haben Aggressoren hier wohl immer gerechnet. Wieviele Schiffe, wieviele wachende Augen wird man brauchen? Wie wird man die Vorpostenfahrten organisieren? Fragen, auf die ich aus verständlichen Gründen keine Antwort bekommen kann. Leutnant Can läßt mir Zeit für meine Beobachtungen. Erst als ich mich ihm wieder zuwende, setzt er fort: „Gegen jegliche Diversion das Land zu schützen, das ist der Hintergrund, auf dem wir unseren militärischen Klassenauftrag gewissenhaft erfüllen müssen. Wir tun es hier an Bord im Vertrauen in die Politik unserer kommunistischen Partei. Sie hat unser Volk zum Sieg geführt und danach als strategische Aufgabe für unser Land die sozialistische Revolution auf die Tagesordnung gesetzt. Gutes und Dauerhaftes macht Arbeit, da muß man einfach zupacken, ob im Leben oder hier an Bord."
„Obwohl sich unsere Besatzung zur Hälfte aus jungen Soldaten*) zusammensetzt, die ihre Dienstzeit erst im Frühjahr begonnen haben", berichtet der Leutnant weiter, „wurden alle Schießübungen von uns mit ‚Gut' erfüllt. Auch haben wir alle Vorposteneinsätze in diesem Jahr, die bereits eine Gesamtlänge von 3500 Seemeilen ergeben, ohne Havarie gefahren. Dazu konnten wir alle Gefechtsübungen mit der Note ‚Gut' erfüllen. Das ist eigentlich nur möglich geworden, weil wir uns in allen Phasen unseres Ausbildungsplanes, im Wettbewerb von Genosse zu Genosse um das bestmögliche Resultat bemühten. Das war schon in der Theorie so. Darunter verstehen wir die militärischen Kenntnisse in den verschiedenen Diensten an Bord. Darin sind die Decksarbeiten, die Bedienung der Waffen und Maschinen, aber auch die Tätigkeit des Kochs enthalten. Da haben wir in allen Positionen ein ‚Gut' erreicht. Das gleiche Ergebnis erbrachten wir in der operativ-praktischen Ausbildung im Hafen. In diese zweite Phase gehört bei uns auch die politische Schulung. Dafür gab es sogar sehr gute Noten. Als dritte Phase absolvieren wir die praktische Ausbildung auf See. Sie wird bei uns mit den Gefechtsaufgaben im Vorposten – und Patrouillendienst verbunden. Vierte und abschließende Phase ist bei uns das Gefechtsschießen auf See – und auf Luftziele. Da haben wir uns erst vor kurzem die Note ‚Gut' geholt."
Ich merke, darauf ist Leutnant Can besonders stolz. Mir sei klar, sage ich ihm, daß dies die Leistung der gesamten Besatzung ist. Aber ich wisse auch, auf einem Schiff geschehe nichts ohne den Kommandanten.
Noch während es der Dolmetscher übersetzt, bestätigt der Leutnant schon durch seine Gesten, daß meine Meinung zutrifft. „Die Soldaten sollen Gehorsam leisten", sagt er darauf. „Aber zwischen ihnen und den Offizieren müssen sich kameradschaftliche Beziehungen ausbilden. Der Gefechtsdienst verlangt strikte Befehlsausführung und eben Vorgesetzte und Unterstellte. In der Freizeit, ja überhaupt im normalen Leben, sind wir doch alle gleichberechtigte Kader. Bei mir an Bord gilt das wie überall in

unserem Lande. Wer in Schwierigkeiten kommt, dem wird geholfen. Von meinen Offizieren und auch von mir verlange ich, daß wir dabei die ersten sind. So sehe ich meinen Einfluß auf die Besatzung."
Ich erfahre: Radio gehört und Zeitung gelesen wird an Bord gemeinsam. Da ergeben sich oft interessante Diskussionen. Kranke Soldaten – sie bleiben an Bord – pflegt die Besatzung unter besonderer Anteilnahme der Offiziere. Ausnahmslos gelte die Fürsorge der Offiziere den Soldaten, die es vom Wissensstand her schwer haben, die technischen Zusammenhänge schnell zu begreifen. Man versuche überhaupt, jede Frage der Mannschaft zu beantworten.
„Jede Frage?" werfe ich ein.
„Ja, jede", antwortet Leutnant Can. „Sehen Sie, immer wieder kommt mal einer der Genossen und fragt mich, was ich von seinem Mädchen halte. Was soll ich da sagen? Ich bin selbst erst jung verheiratet, außerdem habe ich das betreffende Mädchen nur immer in den Augenblicken gesehen, als es am Landungssteg auf seinen Soldaten wartete. Trotzdem erkläre ich mich dem Jungen. Ich spreche mit ihm über meinen Standpunkt zu der Frage. Auch sage ich ihm, daß ich diese Meinung – bei aller Liebe – ebenfalls gegenüber meiner Frau vertrete. Nämlich: Die Frau eines Soldaten soll soviel patriotische Verantwortung fühlen, daß sie alle Umstände, die sein Dienst für die Heimat mitbringt, bewältigt. Eine Frau, die das kann, hat mit Sicherheit auch die Geduld zu warten und wird treu bleiben. Sie wird ihren Soldaten einfach nicht kränken können. Ich glaube, sie haben mich bisher alle verstanden."
Nun wartet er wieder, bis ich meine Notizen beendet habe. Dann fragt Leutnant Can, ob ich schon unter dem Geschützturm das Schwein gesehen hätte. Nun, ich hatte sogar den Genossen Dolmetscher fröhlich angestoßen und gesagt: „Welch eine Überraschung, da hockt ja das leibhaftige ‚Kielschwein'!" Danach habe ich den bei uns damit verbundenen Seemannsscherz erzählt, womit man auch mich mal reinlegte, weil ich nicht wußte, daß eine Versteifung am Schiffsboden so heißt. Den Dolmetscher amüsierte es nicht, wie ich eine Wette verloren hatte, weil ich die Existenz eines Schweines bestritt, das ich „leibhaftig" nicht sah. Er sagte nur darauf: „Bei uns ist das eine ernste Angelegenheit!"
Nun geht der Leutnant darauf ein. „Ein Schwein auf einem Schiff ist auch bei uns gegen die Vorschrift", erklärt er. „Aber das Leben zwingt uns, flexibel zu sein. So haben wir zur Eigenerwirtschaftung von Lebensmitteln, wozu jede Einheit unserer Armee verpflichtet ist, die für uns günstigsten Varianten gewählt. Wir können an Bord keinen Reis anbauen. Mit Schweinen gelingt es uns, im Jahr 250 kg Fleisch zu erzeugen. Mit der Angel fangen wir noch 150 kg Fisch. Darüber bin ich sehr froh. So kann ich schon über ein Jahr hinweg meiner Besatzung die volle Essen-Norm geben."
Ich erfahre noch, daß derzeit die Versorgung der Einheiten mit Lebensmitteln über die rückwärtigen Dienste oft nur zu einem Drittel der Norm – bei Fleisch sind es 30 g täglich – gesichert werden kann. Nein, ich frage nicht mehr, ob das Schwein seekrank wird. Mir ist diese Angelegenheit nun auch zu ernst.
Während ich beim Kommandanten in der Kammer sitze, kreuzt das Schiff zwischen den bizarren Inseln. Eine Wache ist ständig an Deck. Ab und zu sind von der Kommandobrücke herab die Befehle zu hören. In Abständen melden die beiden Beobachter in Sicht kommende Fahrzeuge. Einiges davon wird dem Kommandanten in die Kammer übermittelt. Der Leutnant quittiert nur. Also sicher nichts Besonderes. Nur als der Maschinenraum eine Störung der Wasserpumpe meldet, gibt er einige Weisungen. Das Einerlei des Vorpostendienstes. Es läßt mich deshalb fragen: „Ist es hier denn wirklich so nötig, zu patrouillieren? Jetzt am hellerlichten Tage?" Darauf sagt Leutnant Can: „Zwei Jahre bin ich Kommandant des Schiffes. Noch habe ich mit ihm kein

Mehrmals während der Fahrt löst der Kommandant Gefechtsalarm aus – zum Training.



Patrouille in der Ha-Long-Bucht

Gefecht erlebt. Sicher auch deshalb, weil wir immer auf Posten waren. Darunter", ergänzt der Leutnant seine Antwort, „verstehe ich nicht nur diese Patrouillenfahrten. Und ich bin mir sicher, so denkt auch meine Besatzung. Wir zählen jeden Erfolg in unserer Gefechtsausbildung dazu. Weil unser Schiff auf seinen Fahrten immer direkt am Feind ist, führen wir sie so real durch, wie es uns möglich ist. Das ist die einzige Garantie, in einem aufgezwungenen Gefecht zu siegen. Im Kampf gegen die USA-Aggressoren und ihre Marionetten haben Einheiten unserer Volksmarine oft einem an Kräften und Mitteln stärkeren Gegner gegenüber gestanden. Sie hatten sich aber immer gewissenhaft auf das Gefecht vorbereitet und schließlich den Sieg errungen. Diesem Vorbild eifern wir nach."

Mit höflichem Lächeln fügt er hinzu: „Es gibt deshalb bei aller Ruhe im Dienst für uns keine Langeweile an Bord!"

Längst haben wir am südlichen Punkt des dem Schiff vorgegebenen Abschnitts gewendet und fahren Gegenkurs. Leutnant Can entschuldigt sich, er müsse nun auf die Brücke und seinen Stellvertreter ablösen, dessen Wache vorbei sei. Der wachfreie Teil der Besatzung trifft sich nun zu einer Politinformation mit dem Stellvertreter des Kommandanten für politische Arbeit. Ich finde Zeit, noch einige Fotos zu machen. Mit herzlichen Grüßen an die Genossen der Volksmarine der NVA verabschiedet mich Leutnant Hoang Van Can am Nachmittag dieses sonnigen Novembertages an der Pier von Hong Gai. Mit seinem Schiff will er nun im nördlichen Teil des ihm zugewiesenen Abschnitts patrouillieren . . .

Zwei Tage später.

Genosse Generalmajor Van Phac, Stellvertreter des Chefs der Politischen Verwaltung im Verteidigungsministerium, bewertet in dem Gespräch, das er mir gewährt, die Ergebnisse des sozialistischen Wettbewerbs in der vietnamesischen Volksarmee. Unter der Losung „Das Wesen der Volksstreitkräfte zur Geltung bringen und ihre Kampfkraft erhöhen" hätten die Einheiten einen beträchtlichen Zuwachs an Gefechtsbereitschaft erbracht. Dieses Resultat belege, daß die Soldaten und Offiziere sowohl die historische Bedeutung des IV. Parteitages der Kommunistischen Partei Vietnams als auch des bevorstehenden V. Parteitages richtig verstanden haben.

Nach dem Sieg über die USA-Aggressoren habe die KPV als strategische Aufgabe die sozialistische Revolution für das ganze Land beschlossen. Keiner hätte damals geahnt, wie schnell sich die Lage im indochinesischen Raum verändern würde. Trotzdem sei Vietnam seiner internationalistischen Pflicht gegenüber den Brudervölkern von Laos und Kampuchea nachgekommen, habe es die chinesischen Aggressoren im Februar/März 1979 verjagt. Daraus ergaben sich nicht nur militärische, sondern auch wirtschaftliche Belastungen. Hinzu kamen die Folgen eines dreißigjährigen Krieges. So sei es mit der Schaffung der Grundlagen des

Mit der Freiwache hält der Stellvertreter des Kommandanten für politische Arbeit, Unterleutnant Than, eine Zeitungsschau.



Es wird die Fleischration der Besatzung aufbessern.



sozialistischen Aufbaus nicht so schnell vorangegangen, wie es viele Genossen zu Recht gewollt hätten. Es mache ihn froh, sagt der Generalmajor, daß die Genossen in den Streitkräften nicht resigniert hätten. Im Gegenteil, sie kämpften noch entschiedener für die sozialistischen Ziele des Volkes. Mehr Kampfkraft und höhere Gefechtsbereitschaft der Armee sind eine wesentliche Voraussetzung dazu. Nur das sei der historisch richtige Weg. Keinen anderen werde der V. Parteitag der KPV weisen und beschließen.

Als Genosse Generalmajor Van Phac hinzufügt, bisher hätte das Verteidigungsministerium 122 Einheiten und Einzelpersonen mit Orden und Medaillen dafür auszeichnen können und diese Ehrungen würden fortgesetzt, bin ich mir sicher, auch dem Schiff des Leutnants Hoang Van Can wird eine solche zuteil werden.

*) *In der vietnamesischen Volksmarine werden die gleichen Dienstgrade wie in den Landstreitkräften geführt. Das liegt darin begründet, daß vor 25 Jahren die Marine ausschließlich aus Einheiten der Landstreitkräfte aufgestellt wurde.*

Wie ein Schwarm brauner Schmetterlinge . . . wer fischt wirklich, wer hat trübe Absichten?

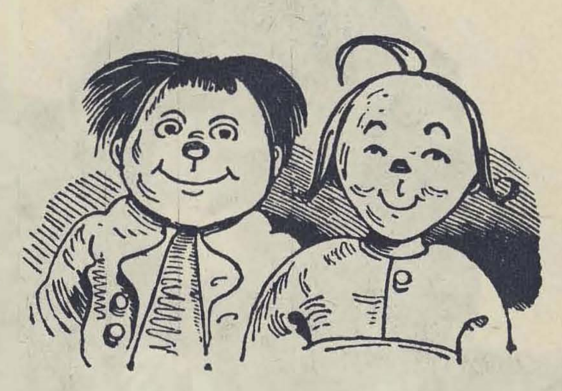


Die Genossen Hai und Hang bei Arbeiten an der Wasserpumpe.



Buschwerk

„Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr." Na, von wem ist das? Ich will ja nicht auf den Busch klopfen, aber das weiß doch jeder: na klar, von Wilhelm Busch, dem Vater von Max und Moritz, von Huckebein, dem Unglücksraben, dem Schöpfer der frommen Helene und der Witwe Bolte und wie seine Bildergeschichtenfiguren alle heißen.
Busch war ein Meister darin, das deutsche Spießertum, den „Speckphilister" durch den Kakao zu ziehen. Ganze Generationen lachten über seine ironisch-satirischen Verse, die sich auf Biegen und Brechen reimen mußten, und über seine phantasievollen, prallen Zeichnungen. Er genoß zu Lebzeiten eine beispiellose Popularität und galt als bedeutender Humorist. In Wirklichkeit war er ein rebellierender Realist und wachsamer Moralist, der die Vorgänge im kaiserlichen Preußen sehr wohl erkannte und sie mit seinen Mitteln geißelte. Johannes R. Becher beklagte einmal: „Es ist erstaunlich, wie wenig in den Literaturgeschichten solch eine große Begabung wie der Dichter-Maler Wilhelm Busch gewürdigt wird. Er scheint für gewisse Professoren nicht ‚fein genug' zu sein." Uns sind seine originellen, köstlichen Bildergeschichten durchaus fein genug, gerade weil sie derb und deftig gegen Heuchelei, Scheinheiligkeit und Spießertum zu Felde ziehen. Am 15. April ist Wilhelm Buschs 150. Geburtstag. Gewiß, „Das dicke Busch-Buch" aus dem Eulenspiegel-Verlag besitzen nur wenige Glückliche. Aber vielleicht wird der Gang zur Bibliothek mit einem vergnüglichen Busch-Abend belohnt.
Die Quelle alles wahren Vergnügens ist Arbeit. Diese Erkenntnis schien beständig über dem viel zu kurzen Leben eines unvergessenen sowjetischen Künstlers zu stehen – Wassili Schukschin. Er war ein exzellenter Schauspieler, erinnert man sich nur seiner Darstellung in dem großartigen Film „Sie kämpften für die Heimat".





Wassili Schukschin

Er war ein begabter Filmregisseur; wer „Reisebekanntschaften" oder „Kalina Krasnaja" sehen konnte, weiß das. Vor allem aber war er Schriftsteller, fraglos einer der bedeutendsten unserer Zeit. In kraftvoller Sprache schuf er Helden, die in tragischen, komischen, grotesken, bitteren, immer aber wahrhaftigen Lebenslagen ihren Platz suchen. Schukschins Kunst ist sein Vermögen, die Wahrheit auszudrücken. Egon Erwin Kisch sagte einmal, die Wahrheit sei das edelste Rohmaterial der Kunst. Schukschin schuf aus diesem Rohmaterial Werke, die tief und ehrlich, erschütternd und erheiternd, zupackend und behutsam unsere Zeit mit all ihren Schönheiten und Lasten darstellen. Der Verlag Volk und Welt hat Schukschins Werk geschlossen vorgelegt: zwei Bände Erzählungen mit dem Titel „Gespräche bei hellem Mondschein", den Roman „Ich kam, euch die Freiheit zu bringen" und den Band „Kalina Krasnaja", in dem außer der Titelnovelle zwei Satiren, ein Märchen, Filmszenarien und andere Arbeiten des Künstlers enthalten sind. Jede Bibliothek wird die Literatur Wassili Schukschins bereithalten.
In die frühen Jahre des Heimatlandes Schukschins, in die Zeit nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, in die Jahre des Bürgerkrieges und der Intervention gegen den jungen Sowjetstaat führt uns ein Buch, das soeben bei uns im Militärverlag der DDR erschien. „Reiter aus der Legende" heißt der Band mit Erzählungen und dokumentarischen Berichten sowjetischer Autoren. Die Aufzeichnungen des Regiments-

arztes Kassirski, der in Budjonnys legendärer Reiterarmee diente, gaben dem Buch seinen Titel. Besonders interessant für uns Heutige ist ein Beitrag des Buches, in dem es um die Herausbildung eines neuen Typs von Offizieren geht. Rotarmisten, Partisanen, Bauern, Arbeiter, junge Burschen und alte Kämpfer erleben wir in ihrem Ringen um den Bestand der bedrohten jungen Sowjetmacht.

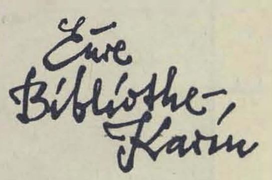
Ein weiteres neues Buch aus dem Militärverlag danken wir einem, der gelernter Fräser ist, drei Jahre Steingrau trug und Gedichte schreibt – Reiner Bonack, junger Lyriker. Aus seinem Buch „Standorte" habe ich für Euch das Gedicht „Im Traditionszimmer" ausgesucht: „Ich höre den Schuß, ich sehe ihn fallen, den Genossen, ich lese den Namen des Mörders, ich weiß: Er sonnt sich sommers noch immer hinter der Grenze oder legt wieder an, diesmal auf mich?"

Standort, Standpunkt, Klassenstandpunkt. Eine klare Haltung zu den Ereignissen unserer Zeit zu haben ist lebensnotwendig wie Wasser, Luft und Brot. Nicht zu wissen, wer der Feind ist, kostet das Leben. Nicht zu wissen, wer den Frieden bedroht, egal, in welchem Teil der Welt, zeugt von selbstmörderischer Dummheit. Stichwort Israel, das „Gelobte Land". Wir schlagen die Zeitung auf und erfahren von den Verbrechen, die nach dem Willen der israelischen Machthaber begangen werden. Täglich. Auch heute. „Kannen voller Elend, die sich in den Wüstenstaub ergießen", sah bereits Sergeant Uri, der an einem Frühlingstag des Jahres 1949 seinen Abschied aus der israelischen Armee nimmt. Sein Leben, seine Erlebnisse, Erfahrungen und Enttäuschungen sind Gegenstand des Romanes „Das Ende der Geschichte" (Volk und Welt). Der ungarische Autor György G. Kardos hat lange in Israel gelebt und ist ein Kenner des Landes, dessen brutale imperialistische Raubpolitik weltweit verachtet wird.

Brecht hatte recht, wenn er sagte: „Schwierigkeiten werden nicht dadurch überwunden, daß sie verschwiegen werden." Also spuckt ein alter, erfahrener Arbeiter aus, was ihm die Galle ins Blut reibt, und nennt den jungen Geologen Frank „einen rücksichtslosen, arroganten Knilch". Und also sagt Franks Frau Irene, daß sie es satt hat, mit einem Mann zu leben, ohne eigentlich mit ihm zu leben, weil ihm seine Arbeit wichtiger als alles andere dünkt. Und also sagen ihm seine Kumpels, was sie von Franks Eigenmächtigkeiten halten. Günter Ross erzählt in seinem Roman „Mittsommer" die Geschichte des ehrgeizigen Geologen, erzählt auch von den Bohrleuten um ihn herum, von seiner Frau, mit der er endlich ein Kind haben könnte, wenn . . . Ihr erfahrt es in diesem Gegenwartsbuch aus dem Mitteldeutschen Verlag.

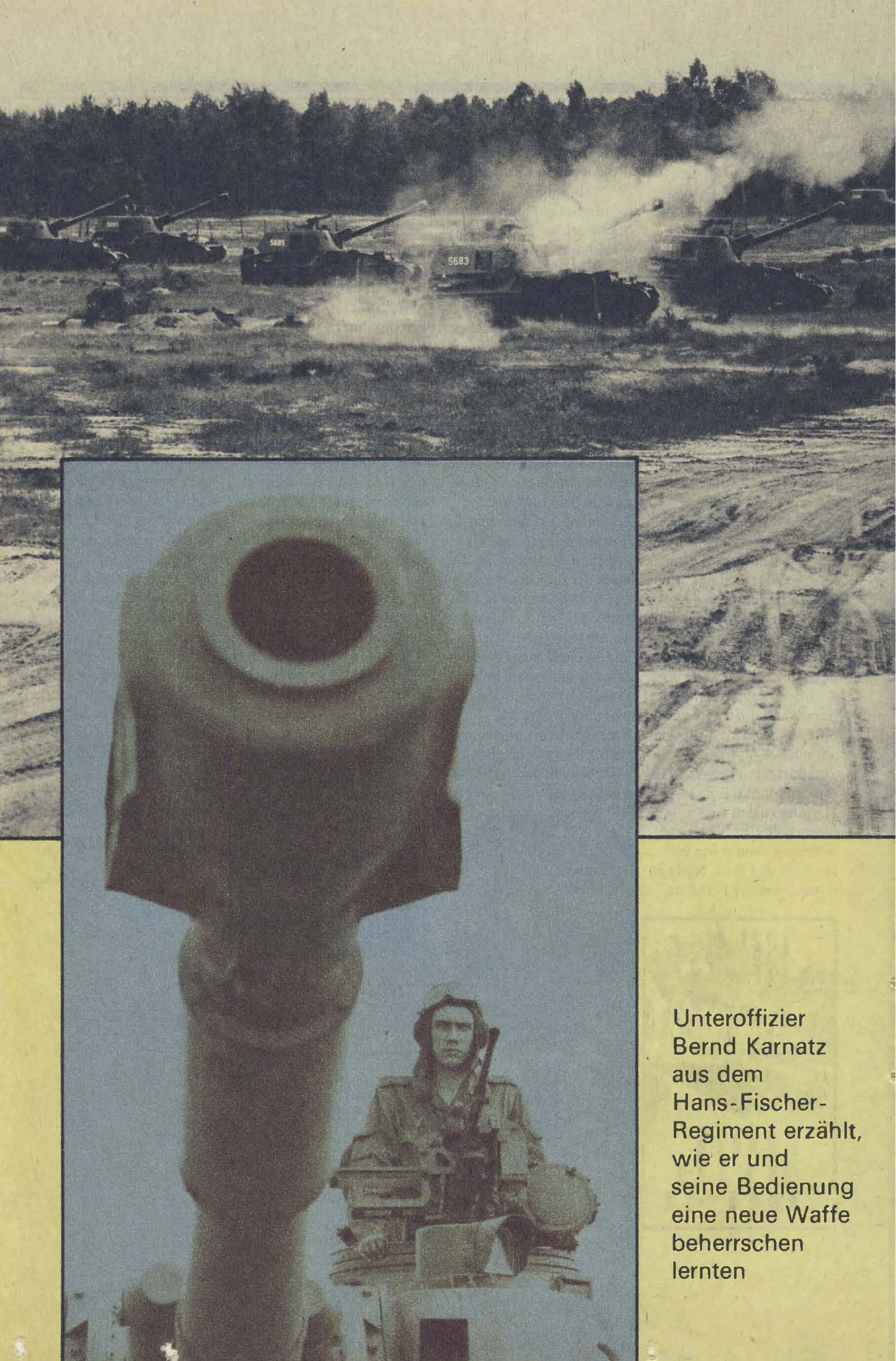
Einer alten Dame sei noch eine Huldigung vergönnt, die besonders die Eisenbahnfreunde und verhinderten Lokomotivführer freuen wird. Im Transpress-Verlag erschien das Buch „Baureihe 01" von Manfred Weisbrod und Wolfgang Petznick. Gemeint ist die bekannteste deutsche Schnellzuglokomotive 01. Im Jahre 1921 begann man mit ihrem Bau, und sie bewährte sich bis zu ihrer Ausmusterung in unseren Tagen. Viele Zeichnungen, Tabellen und zum Teil farbige Fotos ergänzen das Buch über die gute alte Dampflok.

Erlaubt mir zum Abschied, euch den Ratschlag eines Mannes ans Herz zu legen, der zwar schon über tausendneunhundert Jahre unter der Erde liegt, dessen Wort mir aber sehr in unsere zeitnotgeplagte Zeit zu passen scheint: „Es kommt nicht darauf an, daß du viele, sondern nur, daß du gute Bücher hast." So sprach der römische Staatsmann Seneca, und so sollten wir es halten. In diesem Sinne









Unteroffizier Bernd Karnatz aus dem Hans-Fischer-Regiment erzählt, wie er und seine Bedienung eine neue Waffe beherrschen lernten



Drei Jahre wollte ich zur Armee. Die Waffengattung war mir egal. Ich wünschte mit Menschen umzugehen. Sie zu leiten, zu erziehen, das reizte mich. Und deshalb meinte ich, Gruppenführer wäre schon das richtige. Mein Teterower Wehrkreiskommando schickte mich an die Unteroffiziersschule zur Artillerie. Davon hatte ich überhaupt keine Ahnung, freute mich aber. „Lassen wir uns überraschen", dachte ich. Ausgebildet wurde ich an der 122-mm-Haubitze.

Ja, und dann kam der Augenblick, der entscheidend für meinen weiteren Armeedienst wurde. Ungefähr acht Wochen vor Abschluß der Schule sprach mich mein Vorgesetzter an, ob ich nicht Lust hätte, an die 152-mm-Selbstfahrlafette zu gehen. Dort im Zug fehle noch ein Schüler. Als gelernter Maschinen-Anlagen-Monteur interessierte mich diese neue Technik schon, wie sie funktioniert, wie man sie beherrschen kann. Aber: Schafft man das in acht Wochen? Die Vorgesetzten machten mir Mut, ich willigte ein. Ich bimste emsig, gar mancher Abend ging drauf. Wenn du in der Truppe bist, mußt du ein guter Geschützführer sein – das nahm ich mir vor. Eine Zwei war meine Abschlußnote.

Im Regiment merkte ich jedoch, wie schmal eine Schulweisheit sein kann. Ich beherrschte längst nicht alles. Mindestens eine Nasenlänge waren mir die Kanoniere voraus. Kein Wunder. Sie werden die ganze Zeit über nur in ihrer Spezialistenrolle herangebildet, beispielsweise als Richtkanonier. Ich dagegen mußte ja in der Schule alle Funktionen lernen, die der Kanoniere, des Fahrers und natürlich des Geschützführers. Dazu die knappe Zeit...

Sofort dein Niveau erhöhen – das stellte ich mir als Ziel. Ich griff zu einem einfachen Trick. Beim Feuerdienst ließ ich den Richtkanonier Geschützführer „spielen" und setzte mich auf seinen Sitz. So lernte ich das schnelle Einstellen der Werte der Feuerkommandos am Richtaufsatz. Aber irgendwie war ich doch nicht ganz bei der Sache. Die monotonen Kommandos, die gleichen Tätigkeiten ließen mich nachlässig werden. Die Vorgesetzten ertappten mich einige Male beim unsauberen Einstellen der Libellen oder mit falschen Werten auf den Skalen. Auch der Richtkanonier – Kanonier 1 oder kurz K 1 wird er auch genannt – nahm kein Blatt vor den Mund. Ich begriff zusehends die hohe Verantwortung, die jeder zu jeder Zeit in solch einer SFL hat. Vielleicht läßt sich das durch einen Vergleich verdeutlichen.

Bei der herkömmlichen, der gezogenen Artillerie – wir nennen sie so, weil sie von Kfz gezogen wird, wir dagegen selbständig fahren – stehen in der Feuerstellung alle Kanoniere in Rufweite, können sie von den Vorgesetzten beobachtet werden. Feuerkommandos kommen mündlich vom Batterieoffizier zum Zugführer, von dort zum Geschützführer und K 1. Fast immer ist noch Zeit, daß ein Offizier fix die Richtoptik überprüft, um eventuell zu korrigieren. Das sind zusätzliche Kontrollen, sie beruhigen, denn jetzt dürfte ja nichts schiefgehen. In der SFL dagegen kann man so etwas nicht machen. Da muß man sich voll und ganz auf den K 1 verlassen können, auf seine Perfektion, sein Können.

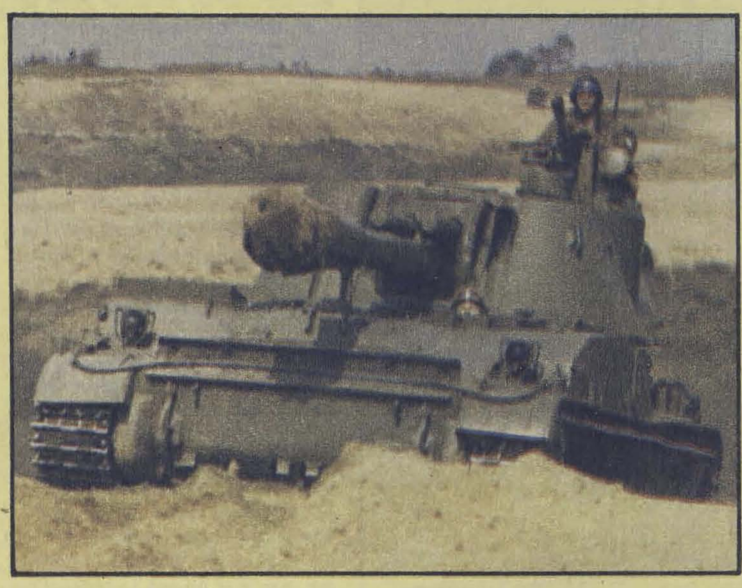
Tauschen? Nimmermehr!

Und auch auf den Geschützführer kommt es an, hat er doch die ankommenden Schußwerte für seine SFL umzurechnen und sie dem K 1 weiterzugeben. Wir sitzen in einem engen Kampfraum, abgetrennt von der Außenwelt. Befehle kommen nur über die Bordsprechanlage. Vier grüne Lämpchen werfen ein schwaches Licht. Da heißt es „Augen auf", die Sinne schärfen.

Und dann kommt noch die psychologische Seite hinzu. Diese Abgeschlossenheit im Kampfraum, inmitten von Lärm, Dunkelheit, mit der Riesenkanone, den Pulvergasen... Da muß man schon Erfahrungen sammeln, um auch das in den Griff zu bekommen. „Nimm die Tüte mit!" – „Laß die Luke auf, falls 'n Rohrkrepierer kommt!" Solche „Ratschläge" gab man mir beim ersten Schießen mit auf den Weg. Nun glaubte ich zwar nicht diesen Spinnereien, aber einerlei war's mir doch nicht. Jedoch: Es ist alles halb so wild! Ich wurde weder seekrank, noch platzte mir das Trommelfell. Die SFL schaukelt überhaupt nicht durchs Gelände, und die vier Abschüsse hörte ich als dumpfen Knall draußen vor dem Wagen. Meine Kanoniere und ich haben sich schnell daran gewöhnt. Wenn man genügend Selbstvertrauen hat und weiß, die anderen stehen einem zur Seite, da ist diese Hürde bald überwunden. Die Arbeit auf engstem Raum schweißt zusammen, fördert das kollektive Denken und Handeln.

Mit meinem ersten Gefechtseinsatz war ich recht zufrieden. Stolz war ich auf die Maschine, die enormes zu leisten vermag, stolz war ich auf mich selbst, weil ich sie zu führen verstand. Alle vier Granaten lagen im Zielgebiet. „Treffer mit hoher Genauigkeit" beurteilten die Offiziere dieses indirekte Schießen. Fünf Übungen habe ich mittlerweile miterlebt, über 40 Granaten verschoß meine SFL. Keine ging daneben! Ich meine, auch hierin zeigt sich, wie gut wir zusammenarbeiten. Ich hatte mir von Anfang an vorgenommen, die mir übermittelten Feuerkommandos ohne Stocken umzurechnen. Dazu besitze ich eine kleine Tabelle. Ich trainierte öfter im Kopf das Addieren und Subtrahieren einfacher Zahlen, übte dann mit der Tabelle, verschaffte mir mit der Zeit einen immer besseren Überblick über die unterschiedlichen Ziele, ihre Anordnung auf der Tabelle. Ich kann jetzt sofort mitschalten, wenn die Kommandos an meine Ohren gelangen. Solch ein Training kann ich anderen Geschützführern nur empfehlen! Diese schnelle Arbeit setzt sich weiter fort beim K 1. Mein jetziger Richtkanonier ist Sol-

Hier sitzen wir mal vereint auf unserem Fahrzeug. Rechts Gefreiter Mäuser, dann komme ich, der zweite mit der Fahrerbrille ist Unteroffizier Ratajszak und links grient Soldat Botsch.

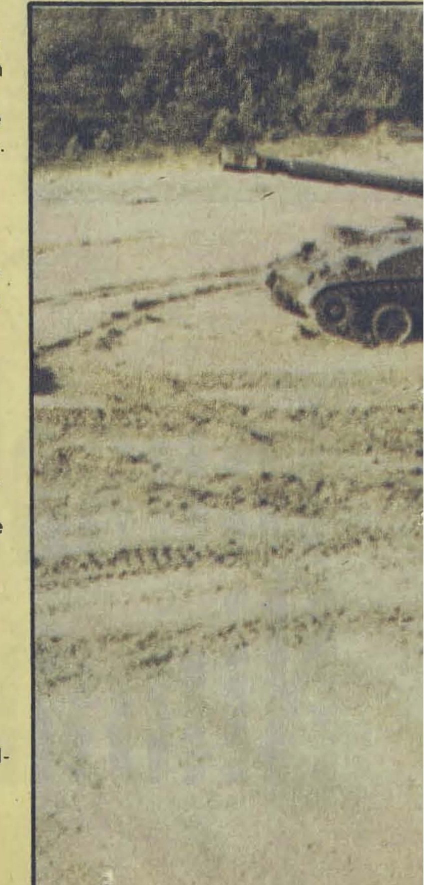




PARTEITAG

KAMPFPOSITION

Für hohe Gefechtsbereitschaft
Alles zum Wohle des Volkes!



dat Botsch. Der ist ein Könner an der Optik! Ihre Skalen hat er sich fest eingeprägt. Hunderte Kommandos mit mir durchexerziert. Da sitzt bei ihm jeder Wert.

Das Sich-verlassen-Können trifft auch auf die anderen zu, unser Zusammenspiel ist mit der Zeit immer besser geworden. Und doch hatten wir bei einem Ladevorgang Lehrgeld bezahlen müssen.

Gefreiter Mäuser, der K 2 ist dafür verantwortlich. Als „Bello" – so nennen wir ihn, weil er infolge seiner Karo-Lunge arg bellt – also, als „Bello" sein erstes Schießen erlebte, war er aufgeregt wie ein scheues Huhn. Zwar hatte er den Zünder richtig eingestellt, die Granate und die Kartusche tadellos ins Rohr geführt, aber als Botsch abdrücken wollte, blieb's still. „Geht nicht!" schrie er mir zu. „Ladehemmung!" meldete ich weiter. Schnell mußte eine andere SFL beladen werden, die dann unsere Aufgabe schoß. Zu uns kam der Geschützmeister, der sich alles ansah und dann auf die Schiene an der Munitionsbank zeigte: „Klappt die mal hoch!" Tatsächlich, jetzt war der Abschußknopf entriegelt! Eine Lappalie! „Warum ist uns das nicht aufgefallen?" sprach ich „Bello" an. Aus dieser Blamage zogen wir Schlußfolgerungen: Fortan ruhiger bleiben. Lieber zweimal hinschauen, anstatt gleich nach Hilfe zu rufen. Wir müssen alle Vorgänge im Wagen wie im Schlafe beherrschen.

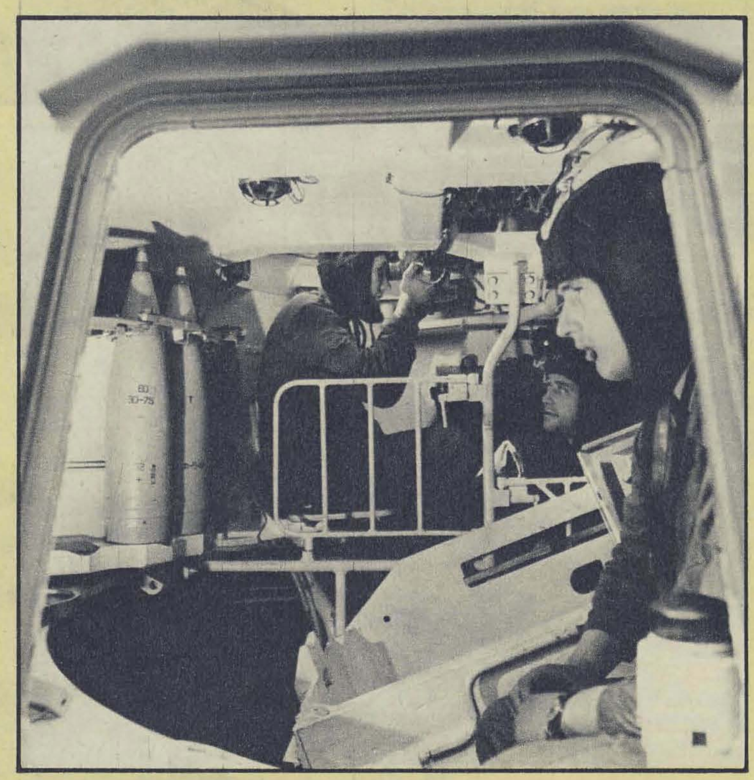
Gutes Zusammenspiel muß ich als Geschützführer auch mit dem Fahrer anstreben. Unteroffizier Ratajszak heißt der unsrige. Ein Zungenbrecher-Name. Deshalb rufen wir ihn einfach „Ratte". Er nimmt's nicht krumm. „Ratte" sehen wir während des Einsatzes überhaupt nicht, weil er vorn in dem kleinen, separaten Fahrerraum sitzt. Nur über Bordsprech kann ich mich mit ihm verständigen. Um während der Fahrt unnötige Rückfragen auszuschließen, haben wir uns auf knappe Kommandos, aus einem einzelnen Wort bestehend, geeinigt. „Ratte" weiß sofort, was gemeint ist, reagiert einwandfrei und manövriert den Wagen immer an die richtige Stelle, erleichtert Botsch so das Richten. Er hat ein Gefühl für die Maschine, weiß sich auch bei kleinen Mängeln zu helfen, wartet nicht erst auf den Offizier für technische Ausrüstung.

Rund 600 Kilometer bin ich mit der 5673 gefahren. Noch nie ließ sie mich im Stich. Ich führe das auch auf die einwandfreie Pflege und Wartung zurück. Hier brauche ich meinen Jungs überhaupt nichts zu befehlen. Ob beim sofortigen Rohrreinigen nach einem Schießen oder bei der Kettenpflege am Parktag – sie wissen mittlerweile, wo sie anpacken müssen. Und was mich am meisten freut: Einer hilft dem anderen. Von wegen, das ist „mein" und das ist „dein", und jeder mache gefälligst sein eigenes Revier – so ein kleinliches Gezänk kommt nicht vor. Jeder fühlt sich für alles verantwortlich. „Das ist doch selbstverständlich", meinen sie.

Eine derartige Kollektivität ist eigentlich immer in meiner Bedienung spürbar. Wir kennen einander, unsere Stärken und Schwächen. Wenn es sein muß, sagen wir uns die Meinung. Ja, auch mir, ich wünsche es so. Mir haben sie ebenfalls die Flügel gestutzt, als ich anfangs manchmal gleich auf die Palme ging oder glaubte, „Bello", als er noch neu bei uns war, keine richtigen Antworten auf seine Fragen geben zu brauchen.

Ich besuche meine Kanoniere zuweilen auch abends auf ihrer Stube, unterhalte mich mit ihnen über unsere Probleme, dienstliche und private, höre mir ihre Sorgen an. Das gehört einfach dazu. Darum verstehen wir uns so prächtig. Dadurch haben wir auch unsere SFL so gut in Schuß.

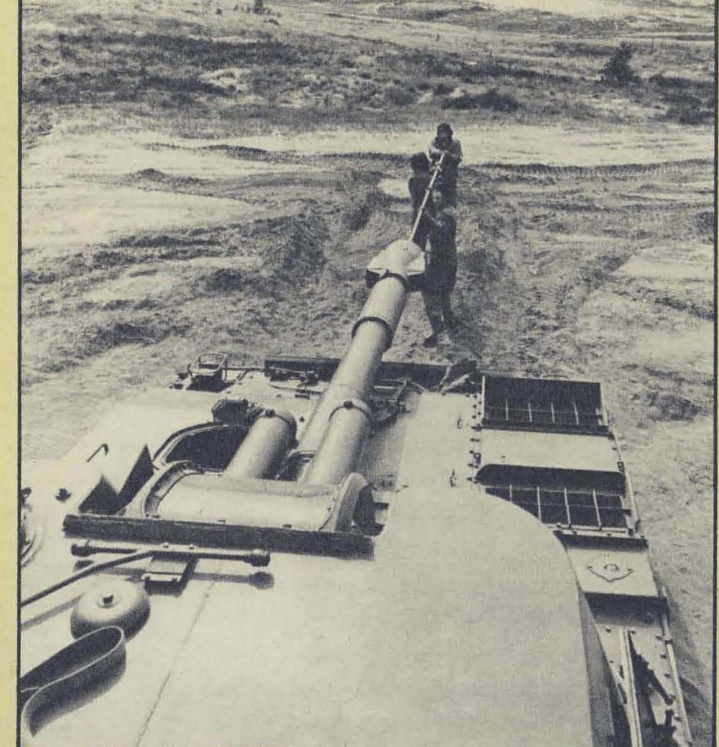
Meine Wünsche, die ich bei der Einberufung zur Armee hatte, sie



Ein Blick ins Innere unserer SFL: Vorn der Ladekanonier, dahinter der Richtkanonier, und links hinten, das bin ich als Geschützführer. Bei uns flutschts, genauso wie beim Rohrreinigen (rechts oben).

haben sich erfüllt. Ich bin zufrieden, daß ich als Unteroffizier meine Aufgaben erfülle, daß ich so meiner sozialistischen Heimat dienen kann. Ich meine, die drei Jahre sind für mich sehr lehrreich und nützlich. Na, und die SFL habe ich, ach was, haben wir alle im Laufe der Zeit richtig liebgewonnen. Sie ist eine gewaltige Waffe, schießt einwandfrei. Die Feuerbereitschaft und der Stellungswechsel können viel eher erfolgen als bei den gezogenen Geschützen. Wir brauchen ja auf keinen LKW zu warten. In der SFL müssen sich die Kanoniere auch nicht so placken, brauchen nicht schwere Geschützholme bewegen. Und außerdem: Wir sind geschützt, sitzen warm und trokken! Ob ich tauschen mag? Nimmermehr!

Aufgeschrieben von Oberstleutnant Horst Spickereit, fotografiert von Leutnant d. R. Manfred Uhlenhut




ar



In unserer Fortsetzungsgeschichte „Claus und Claudia" fragten wir im Heft 1/82: Wo habt Ihr die ‚Richtige' bzw. den ‚Richtigen' getroffen und was versteht Ihr darunter?
Hat Liebe auf den ersten Blick Bestand?
Wann und wie habt Ihr das „Alltagsgesicht" Eures Partners entdeckt?
Ist Freundschaft eine Privatsache?
Wem würdet Ihr Euch anvertrauen, wenn Ihr Sorgen und Probleme im Privatleben habt?
Viele Leserinnen und Leser griffen flugs zum Kugelschreiber und sandten uns seitenlange Briefe. Aus Platzgründen können wir leider nur Auszüge veröffentlichen.

Fremde Erfahrungen ritzen die Haut . . .

Man sollte nicht fragen, ob es die Richtige ist oder nicht, wenn keine Zeit vorhanden ist. Man muß sich länger prüfen, ob man zusammenpaßt oder nicht. Manche suchen sogar einen Wunschtyp. Darauf sollte sich keiner versteifen. Aber dies alles schließt auch nicht aus, daß es Liebe auf den ersten Blick gibt. Auch dann muß man nicht gleich den ersten Abend zusammen ins Bett steigen. Warum sollte solch eine Liebe nicht halten? Später lernt man sich kennen, und dann wird sich entscheiden, wie beide zusammenpassen, ob das Alltagsgesicht so gut ist wie jenes auf den ersten Blick. Die eigenen Probleme einer Freundschaft sind natürlich Privatsache. Trotzdem sind Gespräche darüber mit den Eltern oder Freunden nicht auszuschließen. Es gibt da so ein schönes Sprichwort: Fremde Erfahrungen ritzen die Haut, eigene schneiden ins Fleisch. Allerdings bin ich nicht der Meinung, daß man seine inneren Beweggründe, zum Beispiel für einen abrupten Schluß, wie es bei Claus der Fall war, an die große Glocke hängen muß oder vielleicht sogar im Kollektiv auswerten sollte. So etwas ist wohl die Sache eines jeden selbst.

Unteroffizier Hendrik Petzold

Pascha ohne Chance

Den Richtigen habe ich leider noch nicht getroffen. Wie er sein müßte? Vor allem wünsche ich mir von ihm Achtung und Vertrauen. Von „Herren", die immer noch glauben, den „Pascha" spielen zu müssen, halte ich überhaupt nichts. Ich glaube auch, daß Liebe auf den ersten Blick selten hält. So was ähnliches gab's bei mir schon mal, und das war ein glatter Fehlschlag. Das Alltagsgesicht des Partners erkennt man im Alltag, nicht in der Disco oder bei



einer Fete. Man muß mit seinem Partner leben und arbeiten, um zu erfahren, wer er ist. *Franka Fritzsche*

Auf die langsame Tour . . .

Ich glaube, Liebe auf den ersten Blick wurde in den wenigsten Fällen zur wahren Liebe, denn man geht dabei doch sehr vom oberflächlichen äußeren Eindruck aus. Ins Innere vorzudringen, das dauert schon eine Weile. Mein Mädchen habe ich auf die langsame Tour gewonnen. Man kann sich zwar für „heiße Mädchen" schnell in die Spur machen, aber wenn's nicht gelingt, hat man sie auch schnell wieder vergessen.

Unteroffizier Rochus Lang

Es hat gefunkt . . .

Den Richtigen, der nun schon zweieinhalb Jahre mein Mann ist, habe ich eigentlich durch meine Freundin kennengelernt. Sie war in ihn verliebt bis über beide Ohren. Ich habe damals ihre Liebesbriefe befördert, und wir waren gute Freunde. Ich zog weg. Er und ich blieben trotzdem in Verbindung. Irgendwann hat es dann „gefunkt". Er wurde mein Liebster. Daß er der Richtige war, habe ich gespürt, als er im Herbst 1978 zur NVA einberufen wurde. Es war keine leichte Zeit für uns. Sie band uns aber fester aneinander. 1979 heirateten wir, und unser Baby ließ auch nicht lange auf sich warten. Er war drei Jahre bei der Armee. Ich habe ihn darin bestärkt, länger zu dienen. Wir wissen beide, wie wichtig das ist. *Gabriele Börner*

Entdeckungen

Mein Freund ist seit November bei der NVA. Dadurch wurde ich Leserin der „Armeerundschau" und lernte Claus und Claudia kennen. Diese Geschichte interessiert mich sehr. Meinen Freund fand ich auf ganz einfachem Wege. Er ist der beste Freund meines Bruders und verliebte sich auf den ersten Blick in mich. Ich beachtete ihn zunächst kaum, aber er blieb hartnäckig. Ich glaube, er ist der Richtige für mich, weil ich in jeder Stunde, in der ich mit ihm zusammen bin, etwas lerne. Wir unterhalten uns viel über Literatur, Politik und unsere Zukunft. Beide haben wir das gleiche Interessengebiet – die Geschichte. Mein Freund sieht nicht besonders gut aus. Aber an jedem Tag unseres Zusammenseins entdecke ich etwas Neues, Schönes an ihm. Er ist sehr sauber, geht immer ordentlich gekleidet, trat mir noch nie zu nahe, wenn ich es nicht wollte. Er ist um mich besorgt und tut alles, damit ich mich wohl fühle. Wenn er Probleme hat, kann er immer zu mir kommen und mir alles sagen. Mit viel Verständnis versuche ich ihm so gut wie möglich zu helfen. Mein Freund sagt oft: Vertrauen ist alles! Wir sind uns in allen Fragen des Lebens einig und lieben uns sehr. *Birgit Hinz*

Gegensätze zieh'n sich an . . .

Als ich Offiziersschüler wurde, hatte ich noch keine feste Freundin und dachte: Nun wird es mit der Frau fürs Leben überhaupt nichts mehr. Bis dahin waren nämlich all meine Versuche fehlgeschlagen. Die Chancen, ein Mädchen näher kennenzulernen, sind etwas herabgesetzt, wenn man zurückhaltend, nicht besonders schlank ist und noch dazu einen nicht gerade leichten Beruf haben wird. Das mit der Figur ist nicht so einfach zu ändern. Auf meinen Berufswunsch war ich schon immer stolz und erwarte von meiner Zukünftigen eine ähnliche Haltung. Die Zurückhaltung zu überwinden – das müßte doch zu schaffen sein. So nahm ich mir vor, mich mehr an Gesprächen zu beteiligen, auch wenn

die Themen außerhalb meines Interesses lagen. Und ich redete mir ein, daß es fürs Studium doch eigentlich besser sei, keine Freundin zu haben. So tröstete ich mich, hatte einen gewissen Abstand zu den Mädchen. Ich glaube, wenn man dauernd denkt, jetzt mußt du alles ins Gefecht werfen, damit dir die Chance nicht entgeht, dann ist meist schon vieles verloren, weil man sich überschlägt und nichts Vernünftiges mehr herauskommt. Auf jeden Fall kam ich durch diese Einsicht zu meinem großen Glück. Mein Freund lud mich zu einer Disco ein, damit für die Freundin seiner Freundin ein Gesprächs- und Tanzpartner vorhanden sei. Ich hatte keine große Lust dazu, tat ihm aber den Gefallen. Bewußtes Mädchen war nicht auf den ersten Blick mein Fall. Schon daß sie rauchte, störte mich. Trinken und Rauchen ist nicht meine Welt. Somit war ich in ihren Augen zunächst ein trockener Abstinenzler. Es war also überhaupt keine Liebe auf den ersten Blick. Die scheinbar so unüberwindlichen Unterschiede verschwanden allmählich. Wir lernten einander lieben. Sie ist die Richtige, weil sie mein Leben bereichert, mit mir weltanschaulich übereinstimmt und alle Sorgen und Probleme mit mir teilt.

Leutnant Ingo Roth

Mit 13 fing es an!

Bei meinem jetzigen Verlobten und mir war es Liebe auf den ersten Blick. Ich war 13 und er 17 Jahre alt. Kurz nach seinem 18. Geburtstag wurde er zur NVA einberufen, und wir sahen uns sehr selten. Hinzu kam, daß meine Mutti mir diese Liebe verboten hatte, weil sie der Meinung war, ich sei zu jung. Ich traf mich heimlich mit meinem Freund, und seine Briefe gingen über meine Freundin. Nach der Armeezeit blieb die Trennung bestehen, da unsere Wohnorte 200 km auseinanderliegen. Seit dieser Trennung wissen wir erst, wie sehr wir uns mögen und brauchen. Wir haben unsere Liebe durchgesetzt und in den fünf Jahren fest zusammengehalten. Inzwischen freuen sich schon alle auf unsere Hochzeit im nächsten Jahr.

Manuela Knobloch
und Harald Patrzykat

Wir sind die Richtigen . . .

Ich bin mit meiner Freundin schon drei Jahre zusammen. Liebe auf den ersten Blick war es bestimmt nicht. Ob es so etwas überhaupt gibt? Ich glaube nicht daran. In der 9. Klasse saß meine Freundin eine Bankreihe vor mir. Geärgert haben wir uns oft gegenseitig. Von Liebe war da noch nicht die Spur. Erst zum Schluß der 10. Klasse bei der letzten Schuldisco sprang der Zündfunke über. Ich war seitdem richtig vernarrt in meine Biggi, hätte sie am liebsten den ganzen Tag über gesehen. Obwohl wir uns schon Jahre kannten, entdeckten wir uns neu. Meine Freundin half mir sehr bei den Prüfungen. Ich war da oft sauer, wenn sie mich zum Lernen antrieb. Aber das hat sich letztendlich gelohnt. Dafür bin ich ihr heute noch dankbar.
Schon nach der 10. Klasse, mit der Lehre, begann eine Zeit der Trennung, nicht erst durch meine Armeezeit, denn sie lernte außerhalb Schwerins. Dort wohne ich. Wir sahen uns nur alle zwei, drei Wochen an kurzen Wochenenden. Ich glaube nicht, daß man sich von Anfang an richtig liebt. Dies muß man erst lernen, so wie Claus und Claudia. Ich habe mich für drei Jahre zur NVA verpflichtet. Trotz der Trennung habe ich das nicht bereut.
Nun fängt sie mit einem Studium an. Es bleibt also weiterhin bei räumlichen Entfernungen zwischen uns. Aber wir lassen uns nicht mehr los. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, daß wir die Richtigen füreinander sind. *Unteroffizier Mirko Hofmann*

500 Briefe

Mein Mann ist zur Zeit Offiziersschüler und deshalb auch nicht jeden Tag bei mir. Ich bin nicht der Meinung, daß wir deshalb nur unser Sonntagsgesicht kennen. Wir haben immer gleich über alles, was uns bewegte, gesprochen. Ebenso schrieben und schreiben wir uns in Briefen alles, was wir uns sonst mündlich mitgeteilt hätten (in einem Jahr etwa 500 Briefe) über den Alltag des anderen.
Freundschaft und Liebe sind ganz sicher zuallererst Sache zweier Menschen. Doch bleibt es meist nicht aus, daß andere auf eine Veränderung – ob nun positiv oder negativ – aufmerksam werden. Claudia gefällt zum Beispiel an Claus, daß er der Kritik nicht ausweicht. Warum stellt er sich denn gegen diese, wenn es um sein Auftreten gegenüber Barbara geht? Wenn ich Probleme in meinem Privatleben habe, könnte ich es nicht in mich „hineinfressen". Ich brauche die Meinung der anderen oder jemanden, der zuhören kann.

Kerstin Schleising

Gruß für Soldat Sölter

Den Richtigen fand ich durch gemeinsame Arbeit. Ich verstehe unter dem Richtigen, daß er mit mir durch dick und dünn geht. Ich bin nicht der Meinung, daß Liebe auf den ersten Blick selten hält. Eine Freundschaft ist für mich Privatsache. Meinem Vater würde ich mich anvertrauen, wenn ich diesbezügliche Sorgen hätte. Aber ich habe ja keine Sorgen. Im Gegenteil. Ich liebe meinen Egbert sehr. Er ist zur Zeit Soldat. Ich möchte ihn recht herzlich grüßen. *Gabriele Sölter*

Keine Flucht in den 7.

Es war bei uns nicht Liebe auf den ersten Blick. Wir haben uns im Alltag zusammengerauft, einiges dazugelernt, abgewöhnt, und wir sind durch unsere Freundschaft erwachsener, reifer geworden. Wir haben uns nicht im siebenten Himmel verkrochen, sondern sahen und sehen die Welt realistisch, diskutieren viel über Politik, sind nicht immer derselben Meinung, aber die Grundsätze stimmen. Nun wohnen wir bereits seit zweieinhalb Jahren zusammen, sind seit Juli 81 verheiratet und haben einen kleinen Sohn. Wer jetzt denkt, wir sind fertig, der irrt. Mein Mann muß noch sein Studium an der Offiziershochschule beenden. Ich werde ab September 82 als Studentin die Schulbank drücken. Es wird eine harte Zeit werden. Aber unsere Liebe hat sich im Alltag zu bewähren. *Urte Voye*

Nicht auf den Präsentierteller

Es muß ja nicht gerade jeder alles bis aufs kleinste wissen, welche Probleme man zu zweit hat. Und man sollte sich nicht mit seinem Partner auf den Präsentierteller stellen. Trotzdem würde ich mich schon mit solchen Sorgen anderen anvertrauen. Allerdings behellige ich damit nicht meine Eltern. Die würden mich nicht verstehen. Immer sagen sie, ich sei noch zu jung. *Rosalinde Geißler*

Das waren die ersten Meinungen. Weitere werden folgen, im „Postsack" oder auf speziellen Diskussionsseiten. Schreibt uns deshalb Eure Meinung zu den Freuden, Sorgen und Nöten von Claus und Claudia.



Na dann, Ihr Hübschen...



Wir stehen vor der Tür des Unterrichtsraumes. Noch ist nichts zu sehen, doch das Ohr hat schon zu tun. Von drinnen fängt es nüchterne Morsetöne auf, abgehackt, unrhythmisch. Nüchtern? Wir sind keine Fachleute für Telegrafie, dennoch haben wir den Eindruck, daß die Morsezeichen feiner klingen als üblich. Lieblicher, melodischer – als ob eine Mädchenhand im Spiel ist. Oder glauben wir das nur, weil wir längst wissen, daß wir hinter der Tür Mädchen und junge Frauen antreffen werden? Als sie sich entschieden, Berufssoldat zu werden, spielten noch manche Träume mit. Dann kam der erste Tag des Lehrgangs und mit ihm gleich das

erste Problem. Die Uniformen erschienen allen viel zu groß, sie kamen sich wie in einem Kartoffelsack vor, und nur an der Haarlänge konnte man feststellen, daß da Frauen drinsteckten. Exerzierausbildung, das Maschinengewehr – auch das waren anfangs ziemliche Hürden. Da wuchs die Sehnsucht nach zu Hause, nach feinen Blusen und leichten Damenschuhen. Zumindest einen Monat lang – dann erhielt nämlich jede eine maßgeschneiderte Uniform. Damit konnte man sich schon sehen lassen, ja sogar zum Tanz gehen. Langsam gewöhnten sich die Mädchen an den militärischen Alltag. Und was für sie das wichtigste war: sie begannen sich mit Telegraf und Fernschreiber bekanntzumachen. Sechs Monate lang sind sie nun schon Tag für Tag von ihrem Wohnheim aus durchs Tor der Militärschule „Podjavorský Partyzan" marschiert. In modern ausgestatteten Lehrkabinetten wurden sie im Aufbau und in der Wirkungsweise von Funkgeräten, in stationärem Betriebsdient und in vielen anderen Fächern unterwiesen. Jetzt, nach intensivem Studium, müssen sie vor einer Kommission zeigen, was sie inzwischen gelernt haben.
Alle Mädchen haben ihr Abitur schon „in Zivil" gemacht. Heute befinden sie sich wieder auf der Prüfungsbank. Der Unterschied: Hier helfen keine Spickzettel. Entweder du kannst 60 Zeichen pro Minute senden und empfangen oder nicht. Auch die Schreibmaschine ist unbestechlich.
Wir betreten den Unterrichtsraum. Es ist gerade Prüfungspause. Trotzdem sitzen die uniformierten jungen Damen an ihren Plätzen vor den Morsetasten und üben fleißig weiter. Nervös? Natürlich gibt keine zu, daß sie innerlich sehr aufgeregt ist. Doch die Sachlage ist offensichtlich, und für Lampenfieber braucht sich niemand zu schämen. Leise verlassen wir den Raum und betreten das nächste Spezialkabinett.
Mit uns schlüpfen Vlasta und Jarmila in den Raum, Prüflinge für das Fach Betriebsdienst. Große Funkstationen entlang der ganzen Wand. „Diese Funkgeräte müssen wir nun betriebsbereit machen", sagt Vlasta. Sie schaltet ein. „Jetzt warten wir ab, bis die Funkstation vorgeheizt ist", erklärt sie. Das rote Signallämpchen erlischt, ein grünes leuchtet auf. Einige schnelle Handgriffe, und die vorgeschriebene Frequenz ist eingestellt. „Eine mobile Funkstation steht neben unserem Gebäude. Dort bereitet sich die zweite Bedienung vor, unsere Gegenstelle", erklärt uns Vlasta. Jarmila, ebenso zuversichtlich wie ihre Freundin, erzählt: „Einmal hatten wir Ausbildung im Gelände. Am Anfang war es wie in einer Groteske: ‚Wir sehen euch, aber wir hören euch nicht!' riefen wir uns gegenseitig zu. Doch dann stimmten wir noch einmal sorgfältig nach und hatten während der ganzen Übung eine stabile Verbindung."
Wir spenden reichlich Lob und erhalten dafür noch ein paar Auskünfte über den Armeedienst der jungen Frauen.
Das halbe Jahr in der Militärschule, das waren nicht nur „kaputte Füße", der Telegrafenschlüssel, die Funkstationen und die Q-Kodes. Das waren auch Spaziergänge in der herrlichen Natur draußen vor der Stadt und die so sehnsüchtig erwarteten Urlaubstage. Die Mädchen haben hier neue Freundinnen gefunden, mit denen sie ihre Freuden und Sorgen teilen können. Sicherlich, haben sie auch Freunde – doch darüber schweigen sie sich aus. Jetzt, nach den Prüfungen, fahren sie in die verschiedensten Einheiten, um ihre Ausbildung zu vervollkommnen. Im Sommer, nach beendeter Praxisausbildung, kehren sie alle noch einmal in die Stadt zurück, um die Abschlußprüfungen hinter sich zu bringen. Danach werden sie als Feldwebel oder Oberfeldwebel in Stäben eingesetzt.
Bevor wir uns von den Teilnehmerinnen des Frauenlehrgangs verabschieden, haben wir an die drei besten Funkerinnen noch eine Frage: „Was wollen Sie in Ihrem Beruf erreichen?" Drahomira, Zelmira und Emilia antworten wie aus einem Mund: „So schnell wie möglich nach der dritten Klasse die nächsthöhere schaffen und es dann möglichst bald bis zum Meister bringen!" Na dann, Ihr Hübschen, alles Gute und toi, toi, toi!
Text: Stanislav Svoboda
Bild: Jaroslav Barton, Karel Wojnar







Raubvögel auf Ostkurs

Seit über siebzig Jahren widerspiegelt der Aerosalon in Le Bourget (Frankreich) die internationale Luftfahrtentwicklung – auf zivilem und teils auch auf militärischem Gebiet. Die Sowjetunion und die sozialistischen Länder, die an dieser Ausstellung teilnehmen, dokumentieren die Entwicklung ihrer zivilen Luftfahrt im Interesse planmäßiger Entwicklung der Volkswirtschaft. Hier demonstrieren aber auch die Rüstungsgiganten der USA und anderer imperialistischer Staaten mit ihrer zur Schau gestellten Technik gefährliche Macht des Militär-Industrie-Komplexes. Hinter den Kulissen rangeln imperialistische Konzerne um profitträchtige Aufträge für die Entwicklung neuer NATO-Kampfflugzeuge.

Mit rund 200 Milliarden Dollar steht der US-amerikanischen Reagan-Administration der bisher größte Rüstungsetat zur Aufrüstung der USA mit strategischen Offensivwaffen zur Verfügung. Das Ziel ist klar – US-Präsident Reagan hat es wörtlich so ausgesprochen: „Dieses Programm wird . . . die Vereinigten Staaten in die Lage versetzen, dem amerikanisch-sowjetischen Wettbewerb auf strategischer Ebene in den kommenden Jahren eine neue Form zu geben." So nachzulesen im Wortlaut des strategischen Programms der USA-Regierung vom 2. Oktober 1981. Im Klartext heißt das, die USA-Regierung hat offen Kurs auf die Erlangung einer Position der strategischen Überlegenheit genommen, um die Sowjetunion damit politisch, wirtschaftlich und militärisch erpressen zu können. Eine Illusion, gewiß. Aber in Anbetracht der bisher nie dagewesenen Anhäufung von Aggressionspotential äußerst gefährlich – nicht nur für die USA, sondern für die gesamte Menschheit!

Hauptgegenstand des Reagan-Programms ist die Schaffung der atomaren Erstschlagkapazität der USA, die die Führung eines Kernwaffenkrieges gegen die Sowjetunion und die sozialistischen Länder machbar erscheinen lassen soll. Dem ordnen sich die fünf koordinierten Programme unter, aus denen das Gesamtprojekt besteht: Nachrichten- und Führungssysteme, Bomberprogramm, Programm für seegestützte Kräfte, Modernisierung der Interkontinentalraketen, Programm für die strategische Verteidigung.

Für die Militärluftfahrtindustrie errechneten amerikanische Wirtschaftsexperten einen Wachstumstrend (auf der Basis des Reagan-Programms, versteht sich!), wie ihn die Kurve auf Seite 63 zeigt. Das für dieses Jahr auf 20 Milliarden geschätzte Verkaufsvolumen sollen solche Projekte des Aufrüstungsprogramms erbringen wie: „Die Entwicklung einer Variante des B-1-Bombers und die Stationierung von 100 solchen Flugzeugen. Die erste Staffel B-1-Bomber wird ab 1986 einsatzfähig sein." Das Projekt B-1 wurde seit 1977 nur noch auf „Sparflamme" entwickelt, weil es seinerzeit kostenmäßig nicht zu realisieren war. Nach massivem Druck des Herstellerkonzerns Rockwell International auf den USA-Kongreß und das Pentagon entschied sich US-Verteidigungsminister Weinberger „überraschend" und „überzeugt" für das umstrittene Flugzeug. Dieser Gesinnungswandel des Regierungsbeamten bringt dem Konzern Einnahmen in Höhe von 17 Milliarden Dollar . . .

Die B-1 soll dem neuen Verwendungszweck besser angepaßt sein, heißt es. Das Projekt läuft jetzt unter der Bezeichnung LRCA (Long Range Combat Aircraft – Langstrecken-Kampfflugzeug). Diese Modifikation des Schwenkflügelbombers ist nicht mehr für den Überschall-, sondern für den schallnahen Bereich gedacht, also für Fluggeschwindigkeiten von etwa 1 000 km/h. Anstelle der drei Bombenschächte wird sie nun deren

1



zwei, jedoch größere, besitzen; sie können je acht Marschflugkörper Cruise Missile an drehbaren Abschußgestellen aufnehmen. Weitere Cruise Missiles, nukleare oder konventionelle Bomben oder Kurzstreckenraketen sollen an insgesamt 14 Außenstationen unter Rumpf und Flügel mitgeführt werden. Die Gesamtmasse an Todesfracht ist mit 40 bis 45 Tonnen veranschlagt, die Reichweite soll 9000 Kilometer betragen. Das Ziel ist klar...

Das Pentagon setzt aber nicht nur bei dem neuen LRCA auf die „Wunderwaffe" Cruise Missile. Dem Hochrüstungsprogramm zufolge werden „... neuere B-52-Maschinen (die Modelle G und H) ... umgebaut, um Cruise Missiles zu befördern." Insgesamt werden „... mehr als 3000 Cruise Missiles ... in B-52G-, B-52H- und B-1-Maschinen stationiert. Die erste Staffel mit Cruise Missiles bestückter Flugzeuge (B-52-G-Maschinen) wird ab 1982 einsatzfähig sein."

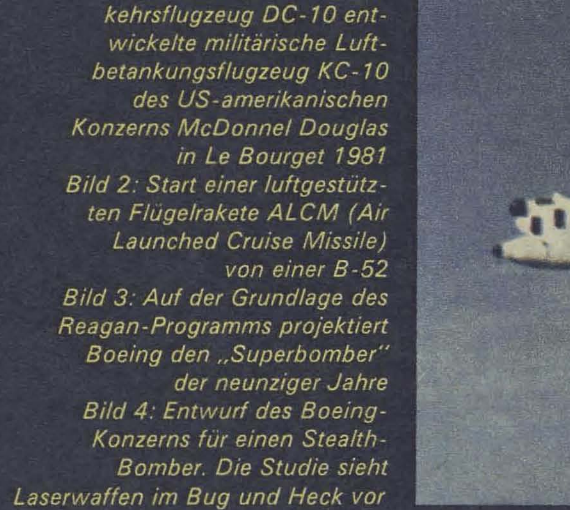


Bild 1: Das aus dem Verkehrsflugzeug DC-10 entwickelte militärische Luftbetankungsflugzeug KC-10 des US-amerikanischen Konzerns McDonnel Douglas in Le Bourget 1981
Bild 2: Start einer luftgestützten Flügelrakete ALCM (Air Launched Cruise Missile) von einer B-52
Bild 3: Auf der Grundlage des Reagan-Programms projektiert Boeing den „Superbomber" der neunziger Jahre
Bild 4: Entwurf des Boeing-Konzerns für einen Stealth-Bomber. Die Studie sieht Laserwaffen im Bug und Heck vor

2



3



4

Gleichzeitig, um die Aggressionsbereitschaft auch von anderer Seite her sicherzustellen, werden „. . . die Tankflugzeuge vom Typ KC-135 . . . mit neuen Triebwerken ausgerüstet, um das Potential für das Auftanken in der Luft zu steigern."

Noch fliegt der B-1 Nachfolger LRCA nicht, da plant man schon dessen Ersatzmuster – den „Superbomber" für die neunziger Jahre. Getreu dem Reagan-Programm, das „. . . weitgehend über die strategischen Kapazitäten der USA bis ins nächste Jahrhundert hinein entscheiden" soll. Wenn es nach den Plänen der gegenwärtigen USA-Administration geht, muß allerdings hinzugefügt werden.

Zu den Vorhaben für die neunziger Jahre gehört auch das sogenannte Stealth-Bomber-Projekt. Stealth heißt soviel wie heimlich und bedeutet in diesem Fall, daß ein solches Flugzeug unbemerkt von Radargeräten der Luftabwehr ins gegnerische Territorium eindringen und dort operieren kann.

Das soll dadurch erreicht werden, daß die Flugzeugoberfläche elektromagnetische Wellen nur in ganz geringem Maße reflektiert und so kaum einen Echoimpuls auf dem Radarschirm auslöst. Beträgt die effektive Radarrückstrahlfläche bei der B-1 etwa 12 bis 14 m², so soll sei bei dem Stealth-Bomber nur einem Quadratmeter entsprechen. Die Rüstungskonzerne Boeing und auch Rockwell arbeiten seit einiger Zeit an Projekten solcher Flugzeuge. Beide Studien sehen einen Nurflügler vor, der vornehmlich aus Verbundwerkstoffen bestehen soll. Als Bewaffnung sind Laserkanonen vorgesehen, deren Erprobung bereits begonnen hat. Nach dem Reagan-Programm wird „dieser Bomber . . . im Rahmen der gegenwärtigen Planung in den neunziger Jahren eingeführt."

Als Begründung für die gegenwärtigen und künftigen Rüstungsvorhaben bis hin zur Kriegführung im Weltraum (siehe AR 10/81) muß das immer wieder zitierte, abgedroschene Märchen von der „Bedrohung aus dem Osten" herhalten. Das wurde selbst dem ehemaligen US-Botschafter in Mos-





kau, George F. Kennan, zuviel. Er plauderte aus, wo die wahren Hintergründe der Hochrüstungspolitik liegen: „Es sind die Militärs und Vertreter des militärisch-industriellen Komplexes, die das Bild der Sowjetunion als militärische und politische Bedrohung für die Vereinigten Saaten in immer grelleren Farben malten, weil ihnen kein anderes Mittel einfiel, um die hohen Rüstungsausgaben zu sichern und womöglich weiter zu erhöhen."

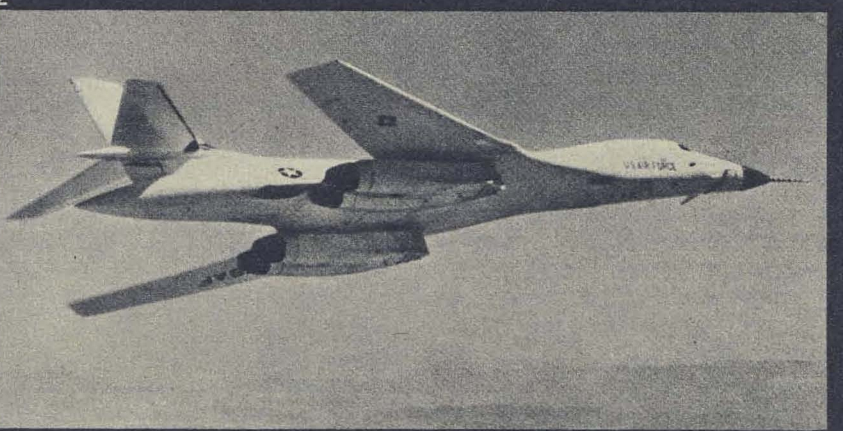
In der Praxis sieht das so aus: Nach Untersuchungen einer Kommission des USA-Kongresses erzielen von 169 Unternehmen der US-Rüstungsindustrie 164 Profite von 50 bis 200 Prozent, drei dieser Gesellschaften mehr als 500 Prozent und eine sogar über 2000 Prozent! Wen wundert es angesichts solcher Profitraten, daß in diesen Kreisen kein Interesse an der Abrüstung besteht, sondern daß im Gegenteil immer neue kostenaufwendigere und profitträchtigere Waffensysteme entwickelt werden?

Bezeichnend dürfte auch sein, daß gegenwärtig der größte Strom von Rüstungsmilliarden in kalifornischen Firmen fließt: unter anderem an Lockheed und den B-1-Produzenten Rockwell. Der Grund: Führende Köpfe der kalifornischen Rüstungsindustrie sind mit der Reagan-Administration ins Pentagon eingezogen und haben dort Schlüsselpositionen besetzt. Einer von ihnen ist übrigens der jetzige US-Außenminister Alexander Haig. Einst NATO-Oberbefehlshaber, hatte er später einen mit 900000 Dollar jährlich dotierten Direktorenposten bei dem Rüstungsgiganten United Technologies inne. Seine Gesellschaft erzielte 1980 bei 12,3 Milliarden Dollar Jahresumsatz einen Nettogewinn von 393,4 Millionen Dollar. Die alten Verbindungen Haigs zur NATO zahlten sich schon damals aus! Heute, da Haig Außenminister der USA ist, kommt dazu noch die staatliche Autorität – die Verbindungen zur NATO und zu United Technologies sind geblieben. Und damit die Gefahren, die sich aus der unheiligen Allianz des Militär-Industrie-Komplexes er-

1



2



3

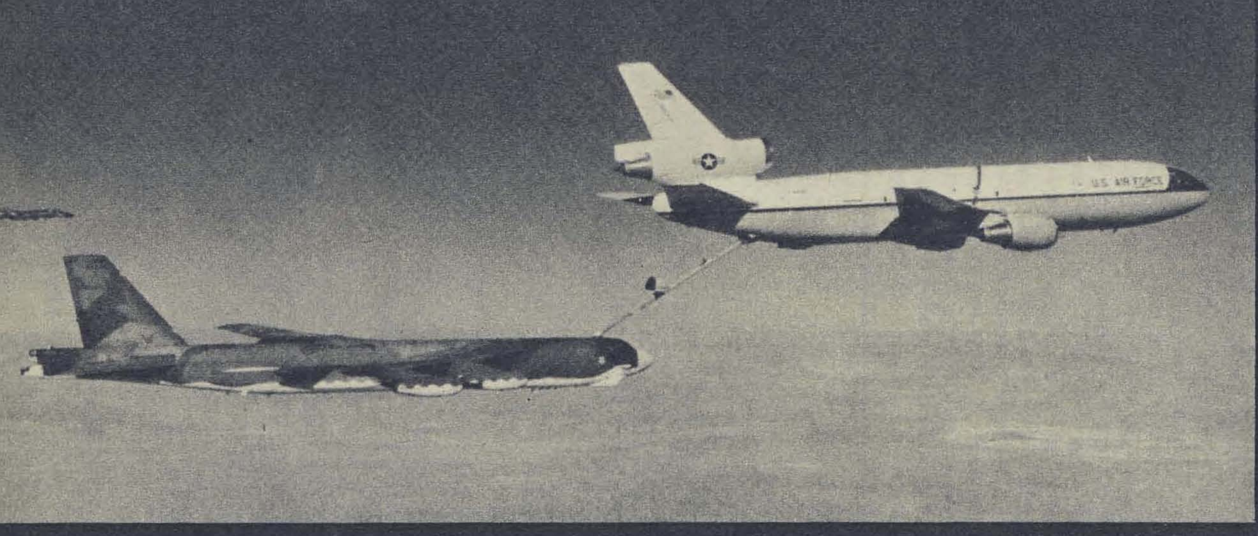
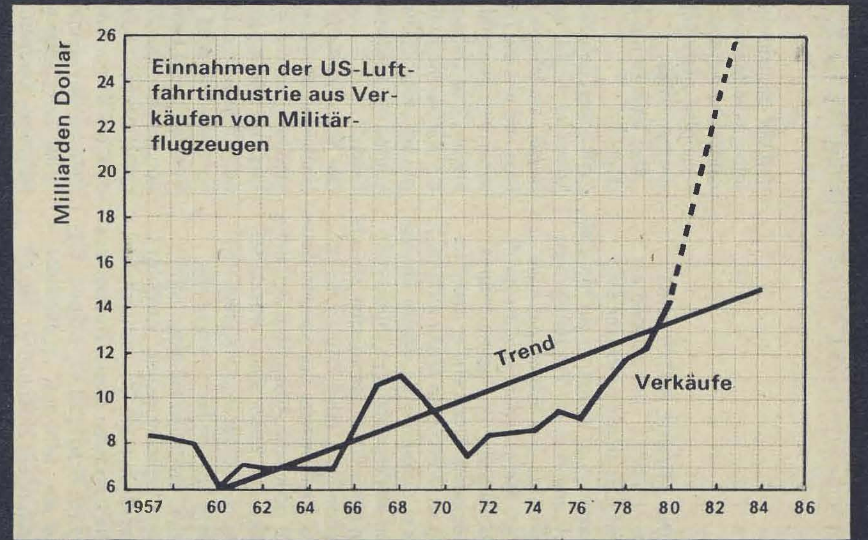


Bild 1: Mit der in Le Bourget ausgestellten Cruise Missile verhöhnen die USA die breite Protestbewegung gegen die Stationierung dieser Waffen in Europa
Bild 2: Der B-1-Bomber bringt dem Rockwell-Konzern Einnahmen in Höhe von 17 Milliarden Dollar
Bild 3: Warf im Vietnam-Krieg seine todbringende Fracht auf Frauen und Kinder: Boeings strategischer Bomber B-52, hier beim Luftbetanken mit einer KC-10A

geben – Gefahren, denen wir uns mit aller Kraft und allen Mitteln entgegenstellen, um den Frieden zu sichern. Denn klar und für jedermann verständlich versicherte Genosse Leonid Iljitsch Breshnew in seinem Interwiev, das er anläßlich seines BRD-Besuches im November 1981 dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" gab: „Was aber die Träume von der Erlangung militärischer Überlegenheit über die UdSSR angeht, so täte man besser daran, sie fallen zu lassen. Wenn es sein muß, findet das Sowjetvolk die Möglichkeiten, beliebige zusätzliche Anstrengungen zu unternehmen und alles zu tun, was für die Verteidigung seines Landes erforderlich ist."

Text: Peter Stache
Bild: Autor, Archiv
Anmerkung: Mit Ausnahme des letzten und des von George F. Kennan stammen alle in Anführungszeichen gesetzten Zitate aus dem Wortlaut des strategischen Programms der USA-Regierung, Washington, 2. 10. 1981



EINE STUNDE AUTOFAHRT von Havanna, und wir sind am Ziel. Der stilisierte Panzer am Kasernentor deutet darauf hin, daß wir uns in einem Panzerregiment befinden. Der Posten, ein etwa 1,80 Meter großer Mulatte, prüft aufmerksam die Papiere meines Begleiters. Noch ehe er damit fertig ist, kommt ein Major auf uns zu. Er schüttelt mir die Hände, als wären es Pleuelstangen, drückt mich an seine Brust, als würden wir uns schon viele Jahre kennen. Es ist der Stellvertreter des Kommandeurs für politische Arbeit Miguel Calana Rios. Der Major meint entschuldigend, daß der Kommandeur sich nicht um uns kümmern könne. Eine Inspektion sei eingetroffen. Das Regiment würde „geröntgt", meint Genosse Rios scherzhaft. Die Genossen dieses Truppenteils haben einiges zu verteidigen: Bisher ein „Sehr gut" für alle Überprüfungen, Ehrenbanner des ZK der Kommunistischen Partei Kubas und des Jugendverbandes, beste Erfolge bei Manövern, internationalistische Hilfe für Angola und Äthiopien, mehrfacher Wettbewerbsinitiator. . .

„Also habt ihr nur beste Soldaten?"

„Wir haben gute Genossen. Doch keiner ist so gut, daß er nicht noch besser sein könnte. Besonders jetzt, wo uns die US-amerikanischen Kriegsschiffe bedrohlich umkreisen. Die Liebe zur Heimat ist ein starkes Motiv für unsere Genossen, ihren Dienst in den Streitkräften mit Leidenschaft zu erfüllen."

Der Major verweist auf die Arbeitsleistungen der letzten Tage. In Vorbereitung auf die Inspektion wurde Tag und Nacht gearbeitet – nicht nur auf Befehl, auch freiwillig. Der Kommandeur wird heute mit gutem Gewissen dem Leiter der Inspektion melden: Der Truppenteil ist gefechtsbereit! Selbstverständlich muß ein Kommandeur diesen Satz stets melden können. Aber auch in der Gefechtsbereitschaft gibt es Nuancen. Am heutigen Tag ist die Lehr- und Gefechtstechnik nicht nur auf Hochglanz gebracht worden. Das sind Äußerlichkeiten. Wichtig ist, daß die Panzer und SPW härtesten Anforderungen genügen müssen. Beim Rundgang durchs blitzsaubere Objekt fallen uns im Park mehrere Soldaten auf, die sich um einen Panzer bemühen. Dieser sieht etwas lädiert aus, als käme er gerade vom Acker.

„Das sind unsere Pechvögel", meint Genosse Rios. „Sie waren gestern zu einem Bataillonsschießen kommandiert. Dabei riß eine Kette. Damit nicht genug, auch die Kupplung ging entzwei. Somit konnten sie, trotz aller Anstrengung, nicht tip-top mit den anderen in einer Reihe stehen."

Verbissen arbeitet die Besatzung. Erst als ihnen befohlen wird, sich dem neugierigen Journalisten aus der DDR zu stellen, legen sie das Werkzeug für eine Weile aus der Hand, folgen dem Befehl des Kommandanten – Unterfeldwebel Fernando Corso Diaz – und treten in Linie an. Dieser meldet Major



Ein Kettenglied



Rios exakt, wie weit sie mit der Arbeit sind. Noch drei Stunden werden vergehen müssen, und ihr Panzer wird den anderen gleichen. In der kurzen Pause erfahre ich nun zunächst von der Besatzung, wie sie ihre gestrige pechsträhnige Gefechtsaufgabe doch noch löste: Der Panzerzug von Unterleutnant Jesus Diaz Rodriguez handelte mit vier Fahrzeugen. „Entfalten zur Gefechtsordnung in Linie!" hörte Kommandant Fernando Diaz die Stimme des Unterleutnants in den Kopfhörern. Über die Bordsprechanlage gab Unterfeldwebel Diaz an seine Besatzung weiter: „Entfalten – 20-00 Baumgruppe 100 – vorwärts – !" Der Fahrer, Soldat Miguel Dia Gastell, gab Gas, zog den rechten Lenkhebel etwas an und fuhr auf die Baumgruppe zu, an die rechte Flanke des Zugführerpanzers. Ladeschütze Soldat Anibal Diego Batista löste die Blockierung der Kanone und beobachtete das Gelände durch den Winkelspiegel. Richtschütze Gefreiter Marcelo Crespo Martinez brachte die Kanone in Gefechtslage.

Jetzt passierte ihr Panzer die Linie des Sturmangriffs. Rote, pampige Erde wurde von den Ketten hochgeschleudert. Der Regen hatte den Boden aufgeweicht. Fernando Diaz beobachtete die Handlungen des rechten und linken Nachbarn und korrigierte durch kurze Anweisungen den Fahrer. Sie hatten ihren Platz in der Gefechtsordnung erreicht. Die etwas krächzende Stimme vom Ladeschützen Anibal Batista war zu hören: „OP 1 – rechts 20 – Ziele in Stellung 700!" Kommandant: „MG OP-1 rechts 20 – Ziele 700 – aus der Bewegung – Feuer!" Sofort war Anibal Batista wieder zu vernehmen: „MG geladen!" Der Panzer fuhr durch einen Graben. Somit verzögerte sich die Meldung des Richtschützen etwas. Seine ruhige Stimme war zu hören: „Ziel erkannt – Schuß!" Nach dem „Ziel erkannt"



vermied Miguel Gastell jede Lenkbewegung und achtete sorgsam darauf, daß die Drehzahl des Motors gleichmäßig blieb. Somit schuf er gute Bedingungen fürs Zielen. Zwei Feuerstöße genügten, und die Scheiben kippten um. „Gut gemacht, Marcelo", freute sich Fernando Diaz. Es war die letzte Aufgabe bei diesem Bataillonsschießen. Mit gutem Gewissen können sie in die Kaserne zurückkehren. Er hatte diesen Gedanken noch nicht richtig zu Ende gedacht, als sich plötzlich der Panzer auf der Stelle drehte. „Was ist los, Miguel?" Die Frage stellte der Kommandant mechanisch. Er wußte natürlich, wo es sie erwischt hatte. Die linke Kette hatten sie verloren. Alle hörten die kräftigen Flüche des Fahrers. Er kuppelte ärgerlich und nahm den Gang heraus. „Absitzen!" befahl der Kommandant, nachdem die grüne Leuchtkugel über dem Gefechtsfeld zu sehen war. Über Funk meldete er den Schaden an den Zugführer. Dieser befahl, daß die Besatzung den defekten Kettenbolzen auswechselt und danach selbständig den Rückmarsch antritt.





Kommandant: Fernando Corso Diaz

Ein Stein hatte sich so zwischen zwei Kettenglieder verkeilt, daß ein Bolzen gesprengt wurde. „Ruhe bewahren, das kriegen wir schon hin", bestätigte Fernando Diaz es seinen Genossen. Aber auch mit seiner Ruhe war es vorbei, als beim Aufziehen der Kette sich auch die Kupplung verabschiedete. Wieder eine Meldung

über Funk. Warten! hieß es. Stundenlang hockten sie verdrossen umher und warteten auf den Tieflader, der ihren Panzer in die Kaserne bringen sollte...
Dort angelangt, gönnten sie sich keine Pause. Mit Hilfe der Werkstatt wurde zunächst die Kupplung instandgesetzt. Jetzt sollte die Kette aufgezogen werden. Und in diesem Moment tauchten die Reporter aus der DDR auf. Verständlich, daß die müden Männer nicht gerade vor Gesprächigkeit überfließen – ganz im Gegensatz zu ausgeschlafenen Kubanern. Ich wollte trotzdem herausbekommen,



Richtschütze Marcelo Crespo Martinez

wie sie ihren Klassenauftrag sehen, was sie darunter verstehen, revolutionär zu sein.
Der 22jährige Industriemechaniker Fernando Corso Diaz ist Mitglied der Union Junger Kommunisten Kubas (UJC). Er gehört zu den besten Kommandanten des Regiments: „Um den Frieden zu erhalten, darf man kein Opfer und keine Anstrengungen scheuen. Und wenn ich mit meiner Besatzung den Panzer beherrsche, gut schieße, ist das die beste Antwort auf die US-amerikanische Bedrohung. Deshalb haben wir trainiert und trainiert. Wir haben die vollkommene gegenseitige Ersetzbarkeit erreicht. Jeder kann fahren, richten, laden und schießen. Darauf sind wir stolz!"
Soldat Marcelo Crespo Martinez ist von Beruf Forstarbeiter. Der 20jährige ist ebenfalls Mitglied des Jugendverbandes: „Revolutionär zu sein bedeutet für uns, daß wir ganz bewußt gesellschaftlichen Interessen den Vorrang geben. Das zeigt sich zum Beispiel auch an den ‚Roten Sonntagen'. Alle drei Wochen ruft dazu der Jugendverband auf. Die Werktätigen und auch wir Soldaten übernehmen an solch einem Tag freiwillig Aufgaben, die in gesellschaftlichem Interesse liegen. Durch diese Einsätze haben wir zum Beispiel im Regiment unsere Dienst- und Lebensbedingungen erheblich verbessern können. Kultur- und Sportstätten entstanden. Blumen und Bäume wurden gepflanzt.



Ladeschütze: Anibal Diego Batista

Manche Lehrbasis zur effektiveren Ausbildung wurde geschaffen."
Soldat Miguel Dia Gastell ist Kandidat des Jugendverbandes. Sechs Monate beträgt die Kandidatenzeit. Danach wird die Mitgliederversammlung entscheiden, ob er aufgenommen wird oder nicht.
Der 19jährige Miguel hat sich gut darauf vorbereitet. Was sind die Bedingungen?
„Gute Disziplin. Politisch klare Haltung. Studium des Kommunistischen Manifestes und Lenins Rede vor dem III. Komsomolkongreß. Ich muß in der Lage und bereit sein, wenn nötig, mit meinem Leben die Heimat zu verteidigen. Dies sind nicht nur Worte. Wir haben vergangene Woche unsere Wettbewerbsergebnisse abgerechnet. Ich habe alle Punkte erfüllt. Wort und Tat müssen schon übereinstimmen. Schwätzer braucht der Jugendverband nicht."
Auch Soldat Anibal Batista ist 19 Jahre und Bauer in einer Genossenschaft im Bezirk Guantanamo. Seine Kandidatenzeit hat in diesen Tagen begonnen, denn er dient erst ein halbes Jahr. „Ich habe schon so manches Mal geflucht, wenn wir alle Kräfte geben mußten und die Sonne unbarmherzig unseren Stahlkoloß aufheizte. 40 Grad Wärme sind dann keine Seltenheit. Dabei darf man die gepolsterte Kopfhaube nicht absetzen. Aber wenn jeder weiß, warum diese Mühen notwendig sind, erträgt sich alles leichter. Vieles habe ich erst hier in der



Fahrer: Miguel Diaz Gastell

Kaserne begriffen, vor allem im Politunterricht. Es ist schon wichtig zu wissen, was die US-Amerikaner treibt, uns an die Gurgel zu gehen. Gutes haben wir von denen nicht zu erwarten. Wir sind nur ein kleines Land, aber eines mit fleißigen und mutigen Menschen. Batista und die Amerikaner erhielten darüber in den sechziger Jahren eine gehörige Lektion. Wir werden auch heute unser sozialistisches Kuba zuverlässig schützen."
So klare Bekenntnisse wie diese haben mich sehr beeindruckt. Noch lange habe ich über diese Begegnung mit solchen Prachtburschen nachgedacht. Major Rios ist sichtlich stolz auf seine Soldaten.
Die Besatzung von Fernando Diaz müht sich wieder um ihre Panzerkette. Morgen, aber das wissen sie noch nicht, erwartet diese Panzersoldaten eine größere Gefechtsübung...

Text: Oberstleutnant Wolfgang Matthèes
Bild: Autor, Archiv



Beliebt auch bei uns:
Die ČSSR-Schauspielerin
Dagmar
Petrasová

Foto: Archiv

Wasserbomben

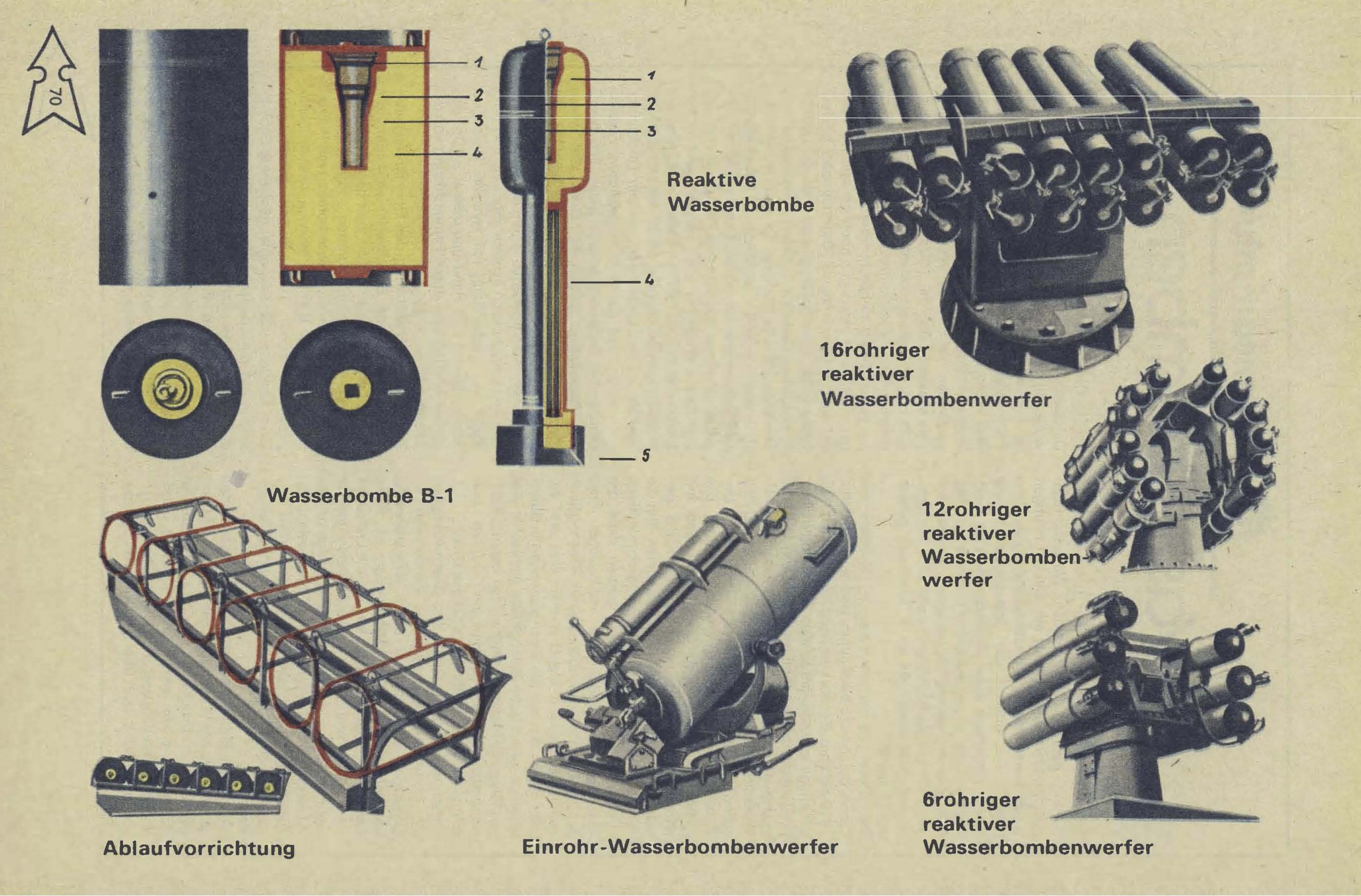
Unter den Kampfmitteln der U-Boot-Abwehr (UAW) nahmen und nehmen Wasserbomben einen hervorragenden Platz ein. Bei der heutigen UAW dienen sie der U-Bootbekämpfung im Nahbereich. Die Analyse des Seekriegsgeschehens beider Weltkriege weist Wasserbomben als wirksamste Waffe gegen getauchte U-Boote aus; fast 40 % aller amerikanischen, britischen, italienischen und deutsch-faschistischen sowie 60 % der japanischen U-Bootverluste im 2. Weltkrieg gingen auf ihr Konto.

Die ersten praktischen Versuche, U-Boote mit Wasserbomben zu bekämpfen, sind aus dem Jahre 1915 bekannt. Bereits kurz nach Kriegsbeginn hatten einige spektakuläre Erfolge der bislang in ihrer Kriegsbrauchbarkeit total unterschätzten U-Boote intensive Bemühungen zur Schaffung von Abwehrmitteln und -maßnahmen ausgelöst. Zu den ersten improvisierten Methoden gehörte es, geballte Ladungen am vermuteten Tauchort des U-Bootes über Bord zu werfen und dabei mit unterschiedlich langen Zündschnüren die gewünschte Detonationstiefe zu bestimmen. Um die Zuverlässigkeit und Genauigkeit dieser primitiven UAW-Waffen zu verbessern, wurden dann die Sprengpatronenbündel mit Hydrostaten und Schlagbolzeneinrichtungen ergänzt. Eine wirklich praktikable Lösung erreichte man aber erst ein Jahr später, als man die Sprengladungen in dünnwandige zylindrische Blechgefäße einbrachte und verläßlich arbeitende Zünder nutzen konnte. Wasserbomben dieser Konstruktion wurden sehr schnell zur Hauptwaffe der damaligen UAW.

In Anpassung an die Größe und Geschwindigkeit der Trägerfahrzeuge sowie die Wassertiefen im Einsatzgebiet entstanden auch Wasserbomben unterschiedlicher Größe. Mit weniger als 50 kg Ladung zählt man sie zu den kleinen, mit Ladungen zwischen 50 und 100 kg zu den mittleren und mit mehr als 100 kg Sprengstoffladung zu den großen Wasserbomben. Die getrennt von ihnen gelagerten Zündgeräte werden erst kurz vor dem Wurf eingesetzt und auf die befohlene Wassertiefe eingestellt.

Nach dem Eintauchen ins Wasser leitet wenige Meter unter der Wasseroberfläche ein auf den dort herrschenden Druck ansprechender Hydrostat den Zündvorgang ein, wobei der eigentliche Zündimpuls bis zur vorgegebenen Detonationstiefe verzögert wird und dann über Schlagbolzen, Sprengkapsel, Übertragungsladung die Hauptladung zur Detonation bringt. Durch die entstehende Druckwelle soll das U-Boot so beschädigt werden, daß es sinkt oder zum Auftauchen gezwungen wird. Erschwerend ist dabei, daß jedes U-Boot ohnehin über einen besonders widerstandsfähigen Druckkörper verfügt, um dem Wasserdruck in den vorgesehenen Tauchtiefen widerstehen zu können. Eine Wasserbombe mit 100 kg Ladung muß deshalb z. B. weniger als 7 m vom Boot entfernt detonieren, um es zu vernichten und weniger als 18 m, um es nachhaltig zu beschädigen. Bis 30 m Detonationsabstand treten nur noch geringe Schäden auf und weiter entfernte Detonationen bleiben wirkungslos. Berücksichtigt man dazu die geringe Sinkgeschwindigkeit zylindrischer Wasserbomben von etwa 2,5 m/je Sekunde, so wird deutlich, wie schwer ein mit Kurs, Tauchtiefe und Geschwindigkeit manövrierendes U-Boot zu vernichten ist, selbst wenn man ständig seine Peilung, Entfernung und Tauchtiefe kennt (was übrigens erst in den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges technisch realisiert werden konnte). Schon sehr bald kamen deshalb zu den Einzellagern an den Deckseiten, von denen man die dort mitgeführten Wasserbomben bei Bedarf außenbords gehen ließ, bis zu vier Ablaufvorrichtungen am Heck. Sie waren meist mit 3 bis 12 Wasserbomben bestückt, die einzeln in kurzen Intervallen ausgeklinkt wurden. Auf diesen Ablaufgerüsten lagern die Wasserbomben und werden nach achtern abgerollt. Das Auslösen des Wurfes kann auf zweierlei Weise erfolgen. Einmal von Hand unmittelbar an der Ablaufvorrichtung oder durch Fernauslösung von der Brücke aus.

Zur seitlichen Erweiterung des Einwirkungsbereiches wurden dann Einzelwerfer eingeführt, die Wasserbomben bis zu 100 m weit quer zur Fahrtrichtung verschießen konnten. Konventionelle Werfer verschießen die Wasserbomben mit Pulverkartuschen. Die Bomben werden wie Artilleriegeschosse durch Treibladungen beschleunigt. Beim Abfeuern trifft der vorher gespannte Schlagbolzen auf die Zündschraube der Kartusche. Bei der Zündung der Kartuschenladung entsteht im Verbrennungsraum hinter der Bombe der benötigte Gasdruck, um die Wasserbombe mit eingebautem Zündgerät und Abschußdeckel aus dem Rohr zu schleudern. Über einen Gasausgleichzylinder erfolgt durch Ableiten ungenutzter Pulvergase die



Wasserbombe B-1

Reaktive Wasserbombe

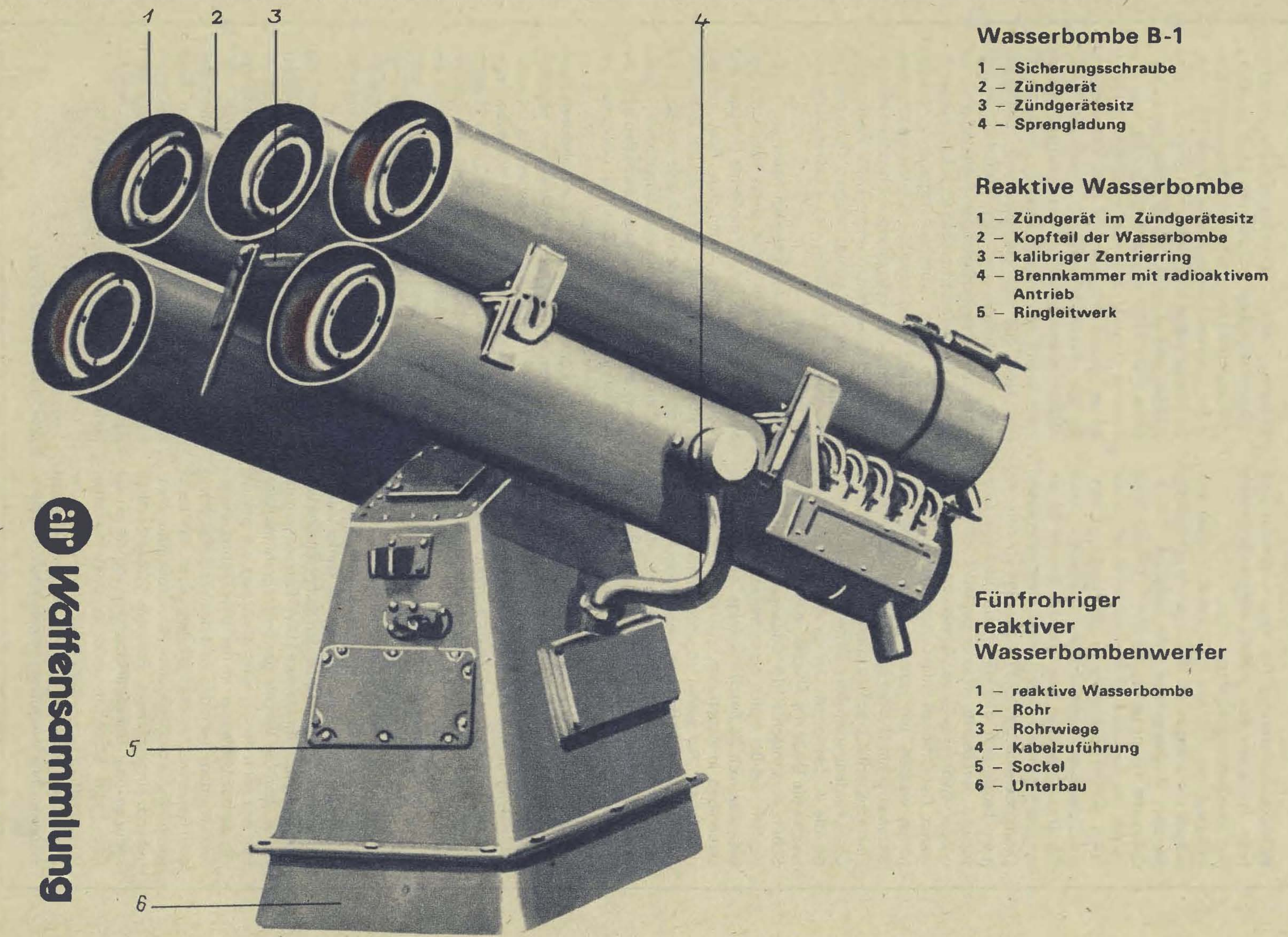
16rohriger reaktiver Wasserbombenwerfer

12rohriger reaktiver Wasserbomben-werfer

6rohriger reaktiver Wasserbombenwerfer

Ablaufvorrichtung

Einrohr-Wasserbombenwerfer



Wasserbombe B-1

1 – Sicherungsschraube
2 – Zündgerät
3 – Zündgerätesitz
4 – Sprengladung

Reaktive Wasserbombe

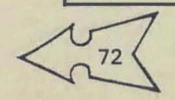
1 – Zündgerät im Zündgerätesitz
2 – Kopfteil der Wasserbombe
3 – kalibriger Zentrierring
4 – Brennkammer mit radioaktivem Antrieb
5 – Ringleitwerk

Fünfrohriger reaktiver Wasserbombenwerfer

1 – reaktive Wasserbombe
2 – Rohr
3 – Rohrwiege
4 – Kabelzuführung
5 – Sockel
6 – Unterbau

Wurfweiteneinstellung. Die leere Kartusche wird beim Entriegeln des Werfers mittels Ausziehers aus dem Patronenlager geworfen.
Während des zweiten Weltkrieges zeigten sich jedoch die Grenzen der Heckangriffe mit konventionellen Wasserbomben. Mit zulässigen Tauchtiefen um 120 m gelang es den U-Booten noch zu oft, die Anläufe und Wasserbombenwürfe der UAW-Schiffe rechtzeitig zu erkennen und Ausweichmanöver durchzuführen. Unmittelbar nach der Detonation der Sprengkörper war es für sie darüber hinaus möglich, aus dem nicht sehr großen Ortungsbereich der UAW-Fahrzeuge zu entkommen, bevor sich das verwirbelte und mit Gasschaum durchsetzte Wasser geglättet hatte und wieder hydroakustische Ergebnisse auswertbar waren. Der Ortungskontakt aber mußte stabil gehalten werden, um jederzeit neue Angriffe ansetzen oder ein U-Boot bis zum Erschöpfen seiner Elektrokapazität jagen zu können.
Diese Forderung erfüllte eine neue U-Jagd-Methode, die in den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges die UAW der Alliierten einen bedeutenden Schritt voranbrachte: der Bugangriff mit Salvenwerfern. Bei der ersten einsatzreifen Konstruktion befanden sich 24 flaschenförmige, gestielte Wasserbomben in Abschußstutzen auf einer Werfergrundplatte. Sie waren so ausgerichtet, daß die Salve in 350 m Entfernung eine elliptische Fläche von etwa 45×35 m abdeckte und, dank der strömungsgünstigen Form der Bomben, diese fast viermal schneller sanken als die zylindrischen Wasserbomben. Den Abstand zwischen den an sich kleinen Wasserbomben hatte man so bemessen, daß beim Auftreffen einer Bombe auf das Ziel alle anderen mitdetonierten. Mit dieser Technik gelang es, die Zeit vom Ansatz des Angriffs bis zum Durchgang der Wasserbomben durch die Zieltiefe bedeutend zu verkürzen und den Handlungsspielraum der U-Boote beim Abwehren des Wasserbombenangriffs entscheidend einzuengen.
Infolge seiner Gesamtmasse und der vom Schiffskörper beim Abschuß der Wasserbomben aufzunehmenden Rückstoßkräfte war der Werfer jedoch nur auf Fregatten oder größeren Kampfschiffen verwendbar. Auch für kleinere UAW-Fahrzeuge nutzbar wurden die Vorteile der Bugangriffe mit Werfern erst nach dem zweiten Weltkrieg, als reaktive Wasserbombenwerfer in die Bewaffnung eingeführt wurden. Bei ihnen wird das Wirkungsprinzip des Salvenwerfers beibehalten, aber die Belastung des Schiffes durch Rückstoßkräfte weitgehend eingeschränkt. Reaktive Wasserbomben verfügen über Raketentriebwerke, von denen sie nach dem Startkommando in programmierten Intervallen aus den Startröhren des Werfers getrieben und beschleunigt werden. Sie gleichen während ihrer Flugphase ungelenkten, flügelstabilisierten Raketen. Die Massen der einzelnen Wasserbombentypen reichen von 35 kg bis 300 kg und die Anzahl der zu einem Werfer zusammengefaßten Startröhren liegt zwischen 3 und 16.
Die Werfer selbst sind meist nach Seite und Höhe richtbar, und je nach Typ für Reichweiten zwischen etwa 1 000 m und 5 000 m ausgelegt. Die moderne Ortungs- und Waffenleittechnik hält jederzeit präzise Angaben für den Vorhaltepunkt der Salve bereit. Sie ermöglicht auch, die Trefferellipsen mehrerer Werfer verschiedener Schiffe beim Angriff auf ein gemeinsames Ziel so zu koordinieren, daß sich die gleichzeitig bekämpfte Fläche vergrößert und die Vernichtungswahrscheinlichkeit steigt. Besondere Bedeutung kommt den reaktiven Wasserbomben für solche Seegebiete zu, in denen räumliche Begrenzung, geringe Wassertiefen und spezifische hydrologische Bedingungen den Einsatz weitreichender Ortungsmittel und der entsprechenden UAW-Waffentechnik nicht oder nur bedingt zulassen. Dazu gehören insbesondere die Zonen des Küstenschelfs und die Randmeere.
Mit ihren Einsatzmöglichkeiten haben die reaktiven Wasserbomben heute einen hohen Stellenwert bei der Bekämpfung moderner U-Boote und U-Schiffe, die ihre Ahnen aus dem zweiten Weltkrieg z. B. in der Tauchtiefe um das 2–3fache, in der Unterwassergeschwindigkeit um das 2 bis 4fache und in der Unterwasserautonomie (Tauchdauer) etwa um das 10fache übertreffen bzw. bei kernkraftgetriebenen U-Schiffen teilweise gar nicht mehr vergleichbar sind.
Für die konventionellen, d. h. antriebslosen Wasserbomben sind in der Nachkriegszeit ebenfalls größere Einsatzreichweiten angestrebt worden. Diese Entwicklung hat zu den Wasserbombenmörsern geführt, die mittlere bis große Wasserbomben strömungsgünstiger Form aus bedeutend längeren Rohren verschießen, als sie die herkömmlichen Einzelwerfer besitzen. Solche Mörser haben bis zu 4 Rohre und reichen bis etwa 1 000 m weit. Sie werden geschützähnlich gerichtet und z. T. automatisch nachgeladen, um eine hohe Schußfolge zu gewährleisten.
Neben den hocheffektiven Wasserbomben und -werfern der Gegenwart haben auch die zylindrischen Wasserbomben alten Typs und ihre Wurftechnik noch ihren berechtigten, wenngleich eingegrenzten Platz unter den heutigen UAW-Waffen. Mit ihrer Anspruchslosigkeit hinsichtlich Bedienungspersonal und Unterbringung an Bord sind sie überdies leicht auf nahezu jedes Wasserfahrzeug nachzurüsten und bieten damit die Voraussetzungen, die UAW-Kräfte durch zusätzliche Einheiten wirkungsvoll zu unterstützen.

Text: Bernd Loose
Illustration: Heinz Rode



Schweigegeld

und andere Anekdoten von Peter Pinkpank



Im Jahre 1841 kam es während des Karnevals im Gesellschaftshaus „Ressource" in der Berliner Oranienburger Straße zu einer heftigen Schlägerei. Ein preußischer Prinz mit seinen Offizieren behelligte die Tanzenden mit Zoten. Dabei gossen sie ihre Weingläser über sie aus. Darauf wurde der Prinz samt Anhang von den Handwerkern verprügelt. Zwar flüchtete er, aber die Blamage sprach sich in Berlin herum. Spottgedichte kursierten. Der König ließ die Zensur dagegen einschreiten. Der Prinz aber zahlte seinem Verprügeler, einem Fleischermeister Hempel, tausend Gulden Schweigegeld. Dafür mußte er öffentlich erklären, daß er dem Prinzen kein Härchen gekrümmt habe. Augenzwinkernd erklärte Hempel seinen Freunden: „Uff diese Weise hat jeder det seine bekommen: ick meine Julden, det Volk seinen Spaß und der Prinz sein Fett."

Der Fliegentisch

Herzog von Württemberg speiste in einem kleinen Städtchen seiner Residenz. Während des Essens wimmelten die Fliegen nur so um seinen Kopf und über seinem Teller. Dem Gast wurde es lästig. „In solcher Gesellschaft kann man nicht speisen, Frau Wirtin. Decken Sie für die Fliegen einen Extratisch!" befahl der Herzog. Die Wirtin nahm das für bare Münze und deckte den Tisch. Dann meldete sie dem Herzog: „Gedeckt ist, Durchlaucht, nun befehlen Sie den Fliegen, daß sie sich zur Tafel setzen."

Illustration: Harri Parschau

Mut

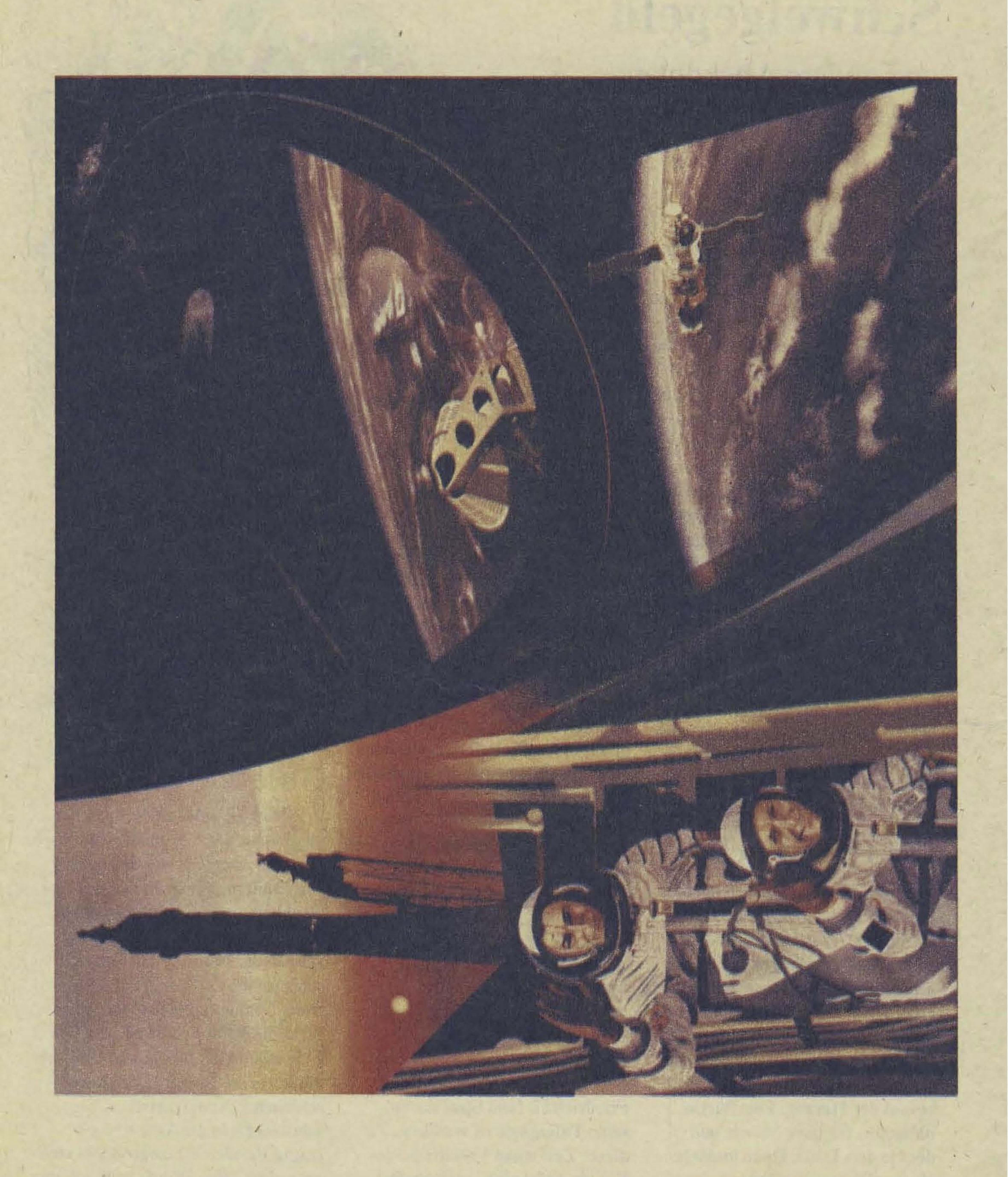
So tapfer sich Napoleons Generale auch vor ihren Soldaten aufführten und sich von den Damen feiern ließen, vor Bonaparte verlor sich ihr Mut. Als Napoleon nach der Eroberung halb Europas zu einer Siegesfeier eingeladen hatte, bekannte er hochtrabend vor einer großen Gesellschaft: „Habe ich nicht ein einiges Europa geschaffen, in dem alle Menschen ihr Glück gefunden haben?!" Alle schwiegen. Die Generale traten von einem Fuß auf den anderen. Da warf die anwesende Madame de Stael ein: „Bis auf die zwei Millionen Toten, die durch die Gnade Ihrer Generale ins Gras beißen mußten, Majestät."

Gefährlicher Husten

Friedrich II. fand Spaß daran, seine Tafelgäste zu verulken. Zu dieser Zeit stand Voltaire an des Königs Tafel als Gesellschafter hoch im Kurs. Friedrich wollte ihn ärgern, indem er einen Kognak, den ein Diener Voltaire gereicht hatte, wegtrank. Darüber hüstelte Voltaire leise protestierend. Besorgt fragte Friedrich: „Sie haben sich doch nicht etwa erkältet, mon ami?" Verstimmt antwortete Voltaire: „Nein, nein Majestät, ich huste bloß, weil der Kognak in die falsche Kehle geraten ist."

Gleiche Qual

Friedrich II. hatte einen Kutscher im Dienst, der Christian Pfunf hieß und sich einerseits durch Tüchtigkeit, andererseits jedoch durch Grobheit auszeichnete. Selbst vor dem König ließ er jeden Respekt vermissen. Damit er es erlerne, schickte ihn der König auf die Festung Spandau. Nach einer Weile vermißte Friedrich den Kutscher. Er besuchte ihn in Spandau und sah ihn dort eine schwere Sandkarre schieben. „Nun, Christian, wie schmeckt ihm die Arbeit hier?" fragte Friedrich. Saugrob wie stets antwortete ihm Pfunf: „Ob ich den Dreck vor mir herschieb oder hinter mir herziehe – die Qual bleibt die gleiche."



Werner Hennig: Interkosmos – Fernerkundung, Öl

Das Thema Kosmos ist in der bildenden Kunst noch sehr jung. Zwar hat es auch früher einzelne Künstler gegeben, die ihrer Phantasie vom Flug ins All künstlerischen Ausdruck verliehen, zumeist aber entstanden von literarischen Werken angeregte Illustrationen.

In breiterem Umfang befassen sich bildende Künstler mit diesem Stoff erst nach dem ersten Weltraumflug eines Menschen vor nunmehr 21 Jahren. Bis heute ist es nur ein Mann, der selbst im Kosmos war und danach versuchte, seine Erlebnisse und Empfindungen mit Farben zum Ausdruck zu bringen. Es ist der malende sowjetische Kosmonaut Leonid Leonow. Dennoch hat sich in der Zwischenzeit eine Vielzahl von Künstlern, vor allem in den sozialistischen Ländern, diesem Thema zugewandt. Fotos und Filme vermitteln heute mannigfaltige Eindrücke von der Arbeit der Kosmonauten und unbemannter automatischer Stationen. Das Fernsehen ermöglicht es, beim Start eines Weltraumschiffes original dabei zu sein, Übertragungen aus dem Kosmos sind fast schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Insofern muß man nicht im All gewesen sein, um Sachkenntnis zu besitzen und visuelle Vorstellungen zu haben.

Dennoch spürt man in den meisten Gemälden und Grafiken, daß die konkrete Anschauung von zumeist technischen Fotografien geprägt wurde und nicht von eigenen Eindrücken und Emotionen. So geht es mir auch bei Werner Hennigs Gemälde „Interkosmos-Fernerkundung", das im Auftrag des Ministeriums für Nationale Verteidigung entstand und auf der Kunstausstellung anläßlich des 25. Jahrestages der Nationalen Volksarmee vor einem Jahr in Dresden zu sehen war. Verschiedene Bildteile, die an allseits bekannte Fotografien erinnern, wurden unter einem Generalthema miteinander kombiniert und in Beziehung gesetzt. Als verbindendes und zugleich trennendes Moment wird die Rundung der Erdkugel genutzt, die das Bild in zwei Hauptteile gliedert, aber auch durch eine leicht geschwungene diagonale Aufwärtsbewegung den Start einer Rakete assoziiert. Im rechten Bildteil, wo man aus dem Kosmos auf unseren Planeten sieht, wird diese Rundung variiert. Darüber hinaus teilen technische Elemente den Bildraum in verschiedene Ebenen. In Momentaufnahmen könnte man sogar in einer kreisenden Bewegung einen räumlich-zeitlichen Ablauf verfolgen: Verabschiedung der Kosmonauten – Start des Weltraumschiffes – Blick aus dem Raumschiff auf die Erde, Arbeit – Blick von einer anderen Sonde auf die Station, die sich auf einer Erdumlaufbahn befindet – Rückkehr.

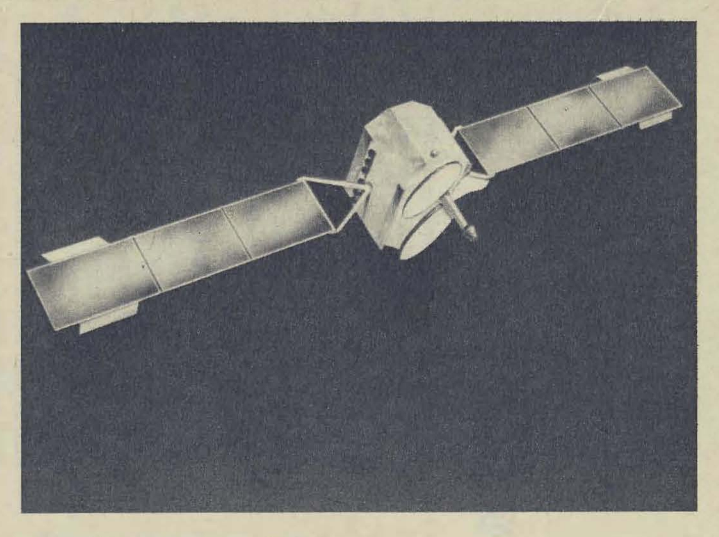
Das inhaltliche Anliegen zu realisieren, wie es im Bildteil programmatisch erklärt wird, ist dem Maler offensichtlich schwer gefallen, und ich gebe zu, daß es ein sehr kompliziertes Vorhaben ist. Wie soll man in einem Bild faßbar machen, was Interkosmos bedeutet? Bei diesem großartigen Unternehmen vereinigen sich die schöpferischen Potenzen vieler Völker zum Nutzen aller. Techniker, Konstrukteure, Ärzte, Psychologen, ja Wissenschaftler fast aller Gebiete sind an diesem Vorhaben beteiligt. Der konkrete Nutzen der Kosmosforschung wird längst nicht mehr bestritten, und über unseren Planeten haben wir Erkenntnisse in einem bedeutend schnelleren Zeitraum gewinnen können, als es von der Erdoberfläche aus je möglich gewesen wäre. Bodenerkundung, Wettervorhersage oder das Orten von Fischschwärmen sind nur einige der ganz unmittelbaren Ergebnisse von hohem wirtschaftlichem Wert.

Das alles ist rational zu verstehen, in Fakten aufzuzählen und in Zahlen abzurechnen. Wie soll man es aber bildhaft sichtbar werden lassen? Sind solche komplexen Themen mit den Mitteln der bildenden Kunst überhaupt faßbar? Wenn ja, dann steht die große Frage des „Wie?". Werner Hennig hat für meine Begriffe einen beachtenswerten Versuch unternommen. Vor allem ist mir sympathisch, daß er bei der Kompliziertheit des Stoffes und bei aller Technik doch etwas von der Ungewöhnlichkeit und Romantik des Unternehmens eingefangen hat, etwas von dem Neuland, das erschlossen wird, und der großen Bedeutung dieser ersten Schritte ins All, die beginnen, zum Alltag zu werden.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Armeemuseum der DDR

AR 4/82 TYPENBLATT RAUMFLUGKÖRPER

Maritimer Satellit MARECS (ESA – Westeuropa)



Technische Daten:

Körperdurchmesser	2,0 m
Körperhöhe	2,5 m
Spannweite der Solarzellenflächen	13,8 m
Startmasse	1 000 kg
Umlaufmasse	410 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	0°
Umlaufzeit	23 h 56 min
Bahnhöhe	36 000 km
1. Start	19. 12. 1981
bisher gestartet	1 (Stand Dezember 1981)

Dieser Nutzsatellit dient der maritimen Nachrichtenverbindung zwischen Schiffen auf hoher See und Küstenstationen, die an das Nachrichtennetz des Festlandes angeschlossen sind. Der Satellit besteht aus zwei Baugruppen: dem Geräteteil mit den Solarzellenflächen und dem Nutzlastteil. Als Trägerrakete dient die dreistufige Ariane (siehe AR-Typenblatt 5/80). Ein zweiter Satellit des Typs soll Mitte 1982 gestartet werden.

AR 4/82 TYPENBLATT PANZERFAHRZEUGE

Mittlerer Panzer XM-1 „Abrams" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Masse	53,4 t
Länge	9,80 m
Breite	3,65 m
Höhe	2,90 m
Bodenfreiheit	0,48 m
Steigfähigkeit	31°
Kletterfähigkeit	1,24 m
Überschreitfähigkeit	2,77 m
Aktionsradius	440 km
Höchstgeschwindigkeit	72 km/h
Antrieb	Gasturbine
Leistung	1100 kW
Bewaffnung	105-mm-Kanone; 2 × 7,62-mm-MG; 12,7-mm-MG
Kampfsatz	55 Granaten
Besatzung	4 Mann

Die Serienproduktion begann 1980. Bis 1988 sollen rund 7000 Panzer hergestellt werden, denen ab 1984 voraussichtlich die westdeutsche 120-mm-Glattrohr-Kanone eingebaut wird. Als Feuerleitanlage besitzt XM-1 ein stabilisiertes Hauptzielfernrohr mit Laserentfernungsmesser und ballistischem Rechner. Kommandant und Richtschütze verfügen über ein passives Nachtsicht-Beobachtungs- und Zielgerät. Der Panzer ist für eine Unterwasserfahrt nicht geeignet.

Hubschrauber UH-60 (S-70) Black Hawk (USA)



Taktisch-technische Daten:

Masse	4820 kg
Abflugmasse	9185 kg
Außenlasten	3630 kg
Länge	19,76 m
Höhe	5,13 m
Durchmesser des Rotors	16,36 m
Kabinenvolumen	10,90 m³
Höchstgeschwindigkeit	360 km/h
Gipfelhöhe	5790 m
Flugweite	600 km
Flugdauer	2 h 18 min
Kraftstoffvorrat	1340 l
Antrieb	2 Turbinen General Electric T 700-GE-700
Startleistung	je 1150 kW
Bewaffnung	2 MG M-60
Besatzung	3 Mann und 11 Mann

Mit der Auslieferung dieses neuen Sikorsky-Hubschraubers an die Land- und Seestreitkräfte der USA wurde 1979 begonnen. Er ist so ausgelegt, daß er in die Frachtkabinen mehrerer US-Transportertypen paßt. Zur Ausrüstung der Normalvariante zählen elektrische Winde, verschiedene Funkgeräte, Doppler- und Warnradar und Allwetterflugausstattung. Versionen: UH-60A (erste Serie/Foto); EH-60A (für elektronische Kriegsführung); EH-60B (zum Feuerleiten); SH-60B Seahawk (für die Marine). Vorgesehen ist, die Hubschrauber auch für Sanitäts-, Aufklärungs- und Kommandounternehmen zu verwenden.

122-mm-SFL-Haubitze (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	15700 kg
Länge	7260 mm
Breite	2850 mm
Höhe	2725 mm
Bodenfreiheit	400 mm
Neigungswinkel	25°
Steigungswinkel	35°
Höchstgeschwindigkeit	61,5 km/h
Geschwindigkeit auf Wasser	5 km/h
Fahrbereich	500 km
Haubitze:	
Schußentfernung	15200 m
Schußfolge	2 bis 5 Schuß/min
Anfangsgeschwindigkeit der Splittersprenggranate	686 m/s
Maximaler Erhöhungswinkel	70°
Maximaler Neigungswinkel	−3°
Bedienung	4 Mann

1974 wurde diese schwimm- und luftlandefähige Artillerie-Selbstfahrlafette in den Truppendienst der sowjetischen Streitkräfte aufgenommen. Die Konstruktion gewährleistet, daß die SFL unter verschiedensten klimatischen Bedingungen sowie bei starker Staubentwicklung handeln kann. Die Antriebsanlage befindet sich im mittleren, die Kraftübertragung im Bugteil der Wanne. Der Turm ist um 360° drehbar, er kann elektrisch oder mit Hand gerichtet werden. Eingebaut ist hier ein periskopisches Zielgerät. Verschossen werden können Splitterspreng-, Hohlraum-, Nebel- und Leuchtgranaten. Wasserhindernisse werden mittels Gleiskettenantrieb überwunden. Zur Schwimmausrüstung gehören Abweisgitter, Wellenabweiser, Kühlerverkleidung, Luftansaugrohr und ein Aufsatz für das Motorauspuffrohr.

Zu einigen Grundbegriffen aus der Raumfahrt

Apogäum
Bahnebene
elliptische Umlaufbahn
Polarbahn
Apogäumshöhe
Äquatorebene
Perigäumshöhe
Perigäum
Bahnneigungswinkel
Äquator
Äquatorialbahn
Erdachse

Satelliten und Sonden über uns

(RZ) Den achten Nachrichtensatelliten der Serie RADUGA startete die Sowjetunion am 19. März. Er erreichte eine geostationäre Bahn im Höhenbereich von 36 590 km Höhe bei einer Umlaufzeit von 24 h 37 min und einer Bahnneigung von 8,4°. Der Satellit wird für den Fernsprechverkehr und zur Übertragung von Fernsehsendungen genutzt.

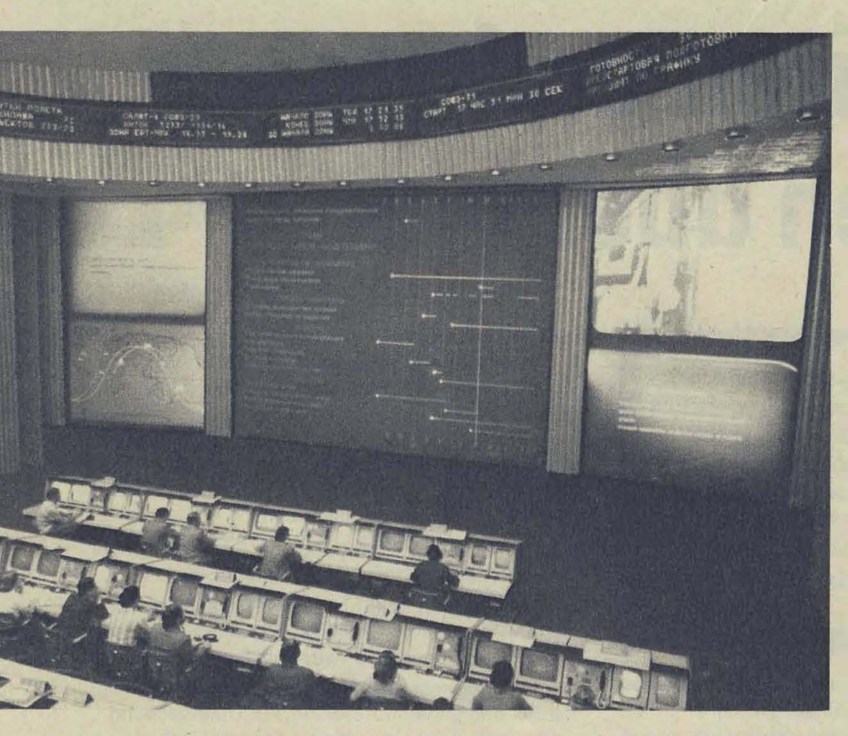
Meldungen wie diese findet man nahezu täglich in der Zeitung; sie gehören zum Alltagsgeschehen. Auch die AR stellt seit einigen Jahren regelmäßig in den Typenblättern Erdsatelliten, Raumsonden und Trägerraketen vor. Weit über 2000 Raumflugkörper der verschiedensten Arten und Zweckbestimmungen haben bisher die Erde verlassen und sind auf Bahnen gelangt, die durch solche Begriffe wie Bahnneigung, Perigäumshöhe, Apogäumshöhe und andere charakterisiert sind. Längst hat auch die Raumfahrt, wie alle Zweige der modernen Wissenschaft und Technik, ihre eigene Sprache. Daß dies durchaus keine Geheimsprache ist, soll dieser Beitrag zeigen.

Wer zählt die Arten?

Da ergibt sich zuerst einmal die Frage, was man eigentlich unter einem Raumflugkörper versteht. Mit lexikalischer Nüchternheit ausgedrückt, sind das solche Geräte, die von der Erde oder einem anderen Himmelskörper aus in den Weltraum gelangen und sich dort nach den Gesetzen der Himmelsmechanik bewegen, also einen Raumflug ausführen.
In der nunmehr fünfundzwanzigjährigen Geschichte der Raumfahrt sind inzwischen mit der immer weiter vor sich gehenden Spezialisierung und Nutzanwendung auch entsprechend spezialisierte Gattungen von Raumflugkörpern entstanden. Man kann sie nach vielerlei Gesichtspunkten unterteilen – je nachdem, von welchem Ausgangspunkt man herangeht. Um nur drei von vielen Möglichkeiten zu nennen: nach der Lage der Bahn (Erdsatelliten oder Raumsonden), nach technischen Gesichtspunkten (bemannte oder unbemannte Raumflugkörper), nach dem Verwendungszweck (Test-, Wetter-, Nachrichtensatelliten usw.). Geht man davon aus, daß die Raumfahrt immer stärker praktisch genutzt wird, erscheint die Einteilung nach dem Verwendungszweck als sinnvoll. Deshalb wollen wir hier einige Raumflugkörpergattungen näher betrachten.
Beginnen wir mit den Erdsatelliten, also mit Raumflugkörpern, deren Bahn kreis- oder ellipsenförmig um das Massezentrum der Erde verläuft. Man könnte sie in sechs Hauptgruppen einordnen:

- Testsatelliten zur Erprobung von Bauteilen, Baugruppen und Verfahren der Raumflugtechnik;
- Forschungssatelliten für Untersuchungen auf dem Gebiet der Astro-, Geo- und Sonnenphysik, der Radio- und optischen Astronomie u. a.;
- Erderkundungssatelliten zum Aufspüren von Rohstoff- und anderen Reserven, zur Überwachung der Ernte, zu geologischen, kartographischen, ozeanographischen und anderen Zwecken mit Hilfe von Kameras und Strahlungsmeßgeräten;
- Nachrichtensatelliten zur Übertragung von Informationen zwischen verschiedenen Erdfunkstellen oder auch zwischen bemannten Raumstationen und Bodenstationen;
- Navigationssatelliten für Luftverkehr und Seefahrt; Wettersatelliten zur Beobachtung und Vorhersage des meteorologischen Geschehens;
- Bemannte oder unbemannte Raumfahrzeuge einschließlich Orbitalstationen und ihrer Zubringer.

Denkbar wäre natürlich auch eine Unterscheidung in zivile und in militärische Raumflugkörper – angesichts der zunehmenden Bestrebungen der USA, den Weltraum militärisch zu mißbrauchen (siehe AR 10/81). Und, wie die Praxis zeigt, haben die US-Militärs ja bereits Erdsatelliten jeder Kategorie unmittelbar oder mittelbar für ihre Zwecke im Einsatz.
Neben den Erdsatelliten zählen zu den Raumflugkörpern auch jene Geräte, die zum Mond (Mondsonden), zu den Planeten (Planetensonden) oder in den interplanetaren Raum gelangen (Raumsonden).
Die Massen der Raumflugkörper schwanken – auch abhängig von Verwendungszweck oder der Leistungsfähigkeit der Trägerraketen – zwischen wenigen Kilogramm und Dutzenden von Tonnen. Bei manchen Typen wird dabei zwischen Start- und Umlaufmasse unterschieden. Als Startmasse bezeichnet man, wie der Name sagt, die Masse, die der Raumflugkörper beim Start hat. Die Umlaufmasse, also die Masse des Raumflugkörpers in der endgültigen Umlaufbahn



Flugleitzentrum, von dem aus die bemannten Raumfahrtunternehmen der UdSSR und der Interkosmosländer verfolgt und gesteuert werden

Rechts: So gelangt ein Synchronsatellit auf seine Bahn: 1 – Die Rakete mit dem Satelliten startet. 2 – Der Raumflugkörper erreicht das Perigäum (P) der vorläufigen Bahn. 3 – Der Erdsatellit bewegt sich auf einer elliptischen Übergangsbahn, durchläuft das Apogäum (A) und fliegt jetzt (4) in Richtung des Perigäums. 5 – Die Bahnellipse ist geschlossen. 6 – Im Apogäum der Übergangsbahn wird das Bordtriebwerk des Satelliten gezündet, und der Raumflugkörper gelangt auf die endgültige Synchronbahn (7).

(nach Bahnkorrekturen o. ä.) ist bei solchen Raumflugkörpern (meist bei Synchronsatelliten) wesentlich geringer als die Startmasse, die ja den zu Bahnänderungen erforderlichen Treibstoff noch enthält, der dann verbraucht ist.
Ihre Bahn wird, ebenso wie die der Erdsatelliten, von einigen Parametern bestimmt, denen wir uns jetzt zuwenden wollen.

Grundlage: Der Äquator

Zu den wichtigsten Bahndaten von Raumflugkörpern (wir beschränken uns hier auf Erdsatelliten) gehören die Bahnneigung, die Perigäums- und die Apogäumshöhe sowie die Umlaufzeit. (Der Praktiker benötigt noch eine Reihe weiterer Informationen, um Größe, Gestalt und Lage der Bahn bestimmen zu können, doch soll uns das hier nicht interessieren.)
Die Bahnneigung ist der Winkel zwischen der Bahnebene des Raumflugkörpers und der Ebene des Erdäquators. In der Praxis bedeutet das, daß ein Erdsatellit, der mit einer Bahnneigung von beispielsweise 65 Grad gestartet wird, auf seiner Bahn alle Gebiete der Erde zwischen 65 Grad nördlicher und 65 Grad südlicher Breite überfliegt. Die Bahn von Sojus 31 und der Orbitalstation Salut 6 (Bahnneigung 51,6 Grad) mit unserem Kosmonauten Sigmund Jähn führte über alle Erdregionen zwischen 51,6 Grad nördlicher und 51,6 Grad südlicher Breite.
Als Perigäumshöhe bezeichnet man den Abstand des Erdsatelliten von der Erdoberfläche im erdnächsten Punkt seiner Bahn. Nicht zu verwechseln damit ist das Perigäum, der entsprechende Abstand vom Erdmittelpunkt!

Die Apogäumshöhe ist der Abstand des Raumflugkörpers zur Erdoberfläche im erdfernsten Punkt, während das Apogäum vom Erdmittelpunkt aus gemessen wird.
Die Umlaufzeit (die Zeit für einen vollständigen Umlauf des Raumflugkörpers um die Erde) ergibt sich im wesentlichen aus den Werten für Perigäum und Apogäum. Sie ist für die Satellitenbeobachtung wichtig. Bei künstlichen Erdsatelliten bezeichnet man als Umlaufzeit meist die Zeit, die zwischen zwei aufeinanderfolgenden Durchgängen des Raumflugkörpers durch den gleichen Breitenkreis der Erde vergeht, und zwar entweder jeweils in der Bewegungsrichtung von Süd nach Nord oder umgekehrt. Bei einer durchschnittlichen Bahnhöhe von etwa 300 km beträgt die Umlaufzeit rund 90 Minuten, bei 750 km Bahnhöhe 100 Minuten.
Je nach der Geschwindigkeit, mit der der Erdsatellit in seine Umlaufbahn gelangt oder in dieser nochmals beschleunigt wird, ist die Form der Bahn mehr oder weniger stark elliptisch. Bei einer Einlaufgeschwindigkeit (der Fachmann spricht von einer Injektionsgeschwindigkeit) von 7,9 km/s erreicht der Satellit eine Kreisbahn, bei größeren Geschwindigkeiten bis rund 11,2 km/s eine elliptische Bahn, die bei mehr als 11,2 km/s parabolisch wird und das Schwerefeld der Erde verläßt.

Die Wahl der Bahn

Form und Lage der Bahn eines Raumflugkörpers sind jedoch keinesfalls dem Zufall überlassen. Sie werden stets der Aufgabenstellung entsprechend ge-

wählt. So bringt man Wetter- und Nachrichtensatelliten meist auf Synchronbahnen. Das ist eine kreisförmige Umlaufbahn in etwa 36000 km Höhe über der Erdoberfläche. Die Umlaufzeit des Raumflugkörpers stimmt dann mehr oder weniger genau mit der Rotationsdauer der Erde (23 h 56 min) überein.

Liegt die Ebene der Satellitenbahn in der des Erdäquators (hat sie also die Bahnneigung 0 Grad), spricht man von einer geostationären Bahn; der Satellit bleibt immer über dem gleichen Ort des Erdäquators „stehen". In bezug auf das Koordinatensystem des Himmels bewegt er sich allerdings zusammen mit der Erde. Bei Bahnneigungen größer als Null „pendelt" der Satellit auf einer Synchronbahn um den Betrag oberhalb und unterhalb des Äquators, wie die Bahnneigung beträgt. Derartige „Wanderungen" muß man durch wiederholtes Zünden des Korrekturtriebwerkes an Bord des Satelliten ausgleichen.

Die Einsteuerung eines solchen Stationärsatelliten erfordert große Präzision. In der Regel wird der Raumflugkörper auf eine stark elliptische, sogenannte Übergangsbahn mit einer Apogäumshöhe von rund 36000 km gebracht; im Apogäum zündet dann das Bordtriebwerk des Satelliten, und durch diesen Impuls wird die elliptische Bahn zur gewünschten Kreisbahn. Eine solche „Stationierung" erlaubt es beispielsweise bei Wettersatelliten, stets die gleichen Gebiete der Erdoberfläche zu erfassen.

Andererseits kann es jedoch erwünscht sein, die gesamte Erdoberfläche lückenlos zu erfassen, z. B. bei Erdbeobachtungssatelliten. Dazu wird der Raumflugkörper auf eine sogenannte Polarbahn gebracht, also auf eine Bahn mit 90 Grad Neigung gegen den Erdäquator. Innerhalb von 24 Stunden erhält man so ein lückenloses Bild der Erde in der Draufsicht ohne störende Verzerrungen.

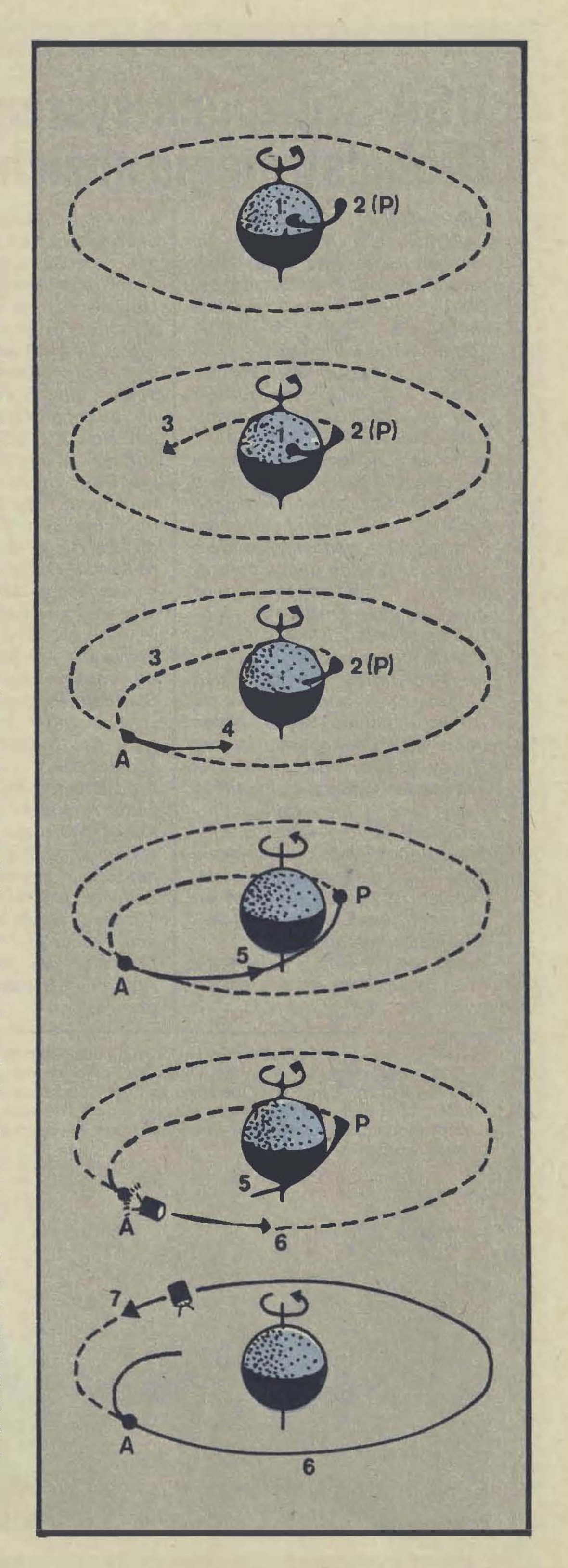
Auch stark elliptische Umlaufbahnen können zweckmäßig sein, wie die der sowjetischen „Molnija"-Nachrichtensatelliten mit einer Perigäumshöhe von rund 650 km, einer Apogäumshöhe von etwa 40000 km und 63 Grad Bahnneigung. Bei dieser Bahn, deren Apogäum über der Nordhalbkugel der Erde liegt, bewegt sich der Satellit verhältnismäßig lange im Funkbereich der UdSSR.

Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen Bahnform und -lage einerseits und dem Verwendungszweck von Raumflugkörpern, und je mehr sich diese beiden Ausgangsgrößen einander annähern, um so höher wird der Nutzeffekt sein.

Von Interesse für die Praxis ist noch die Lebensdauer von Raumflugkörpern. Sie ist von vielen Faktoren abhängig, in erster Linie von der Bremswirkung der Hochatmosphäre. Für Erdsatelliten, die in Bahnen über 1000 km Höhe kreisen, beträgt sie mehrere hundert bis tausend Jahre, bei Synchronsatelliten ist sie praktisch unbegrenzt, während sie bei niedrigen Umlaufbahnen bei etwa 160 km nur wenige Tage beträgt. Bei elliptischen Bahnen geht die Perigäumshöhe als wesentlicher Faktor in die Rechnung ein.

Text: Peter Stache

Bild: Archiv, Illustrationen: E. Els



USA-Stützpunktsystem soll Globalstrategie absichern

„Kein Gebiet der Erde liegt außerhalb der Reichweite der amerikanischen Interessen." Dieses anmaßende Grundprinzip der USA-Globalstrategie formulierte jüngst die „New York Times". Gegenwärtig verfügen die USA über rund 2500 Militärstützpunkte in 114 Ländern, auf denen etwa 500000 amerikanische Soldaten stationiert sind. Ihre zahlreichen militärischen Objekte, die sich im Nahen und Mittleren Osten befinden, sind nicht nur als Drohung gegen die Sowjetunion gedacht, sondern richten sich auch gegen die nationalen Befreiungsbewegungen und üben Druck auf unabhängige Nationalstaaten in diesen Regionen aus.
In Israel nutzen die USA den Flugplatz Assyoum auf Sinai für Aufklärungsflüge und den Hafen Jaffa als Marinebasis. In der Negev-Wüste sind mit USA-Hilfe zwei weitere Luftwaffenbasen im Bau. Sie sollen als Einsatzbasis für die schnelle Eingreiftruppe dienen, die laut „New York Times" zum Schutz der „vitalen Interessen der USA an den Brennpunkten des Erdballs" eingesetzt werden soll.
Auch die zu Oman gehörende Insel Masirah ist ein strategisch wichtiger Luftstützpunkt. In Manamah und Jufair auf Bahrein befinden sich das Hauptquartier der amerikanischen Mittelost-Streitkräfte sowie elektronische Überwachungs- und Führungsstationen. In Saudi-Arabien verfügen die USA über die Marine- und Luftwaffenbasen Zahran, Jubayl, Jiddah, Tabuk und Riad. Im Indischen Ozean konzentrieren sich die USA-Stützpunkte auf die Seychelleninseln Aldabra, Desroches und Farquar. Die wichtigste amerikanische Marine- und Luftwaffenbasis im Indik ist Diego Garcia. Mit 173 Millionen Dollar wird die Insel so ausgebaut, daß in ihrem Tiefseehafen bis zu zehn Kriegsschiffe, darunter Flugzeugträger und Kernwaffen-U-Boote, gleichzeitig ankern können. Von den Startbahnen erreichen strategische Bomber jeden Anliegerstaat des Indischen Ozeans in kurzer Zeit.
Als „schwimmende" Stützpunktkette fungieren außerdem die Kriegsschiffe der im Mittelmeer stationierten 6. USA-Flotte, deren schwimmende und fliegende Einheiten jederzeit im Nahen und Mittleren Osten operieren können. Ferner plant das Pentagon für den Indischen Ozean den Aufbau einer ständigen Flottengruppierung.

800 auf Okinawa (Japan) stationierte US-Marinesoldaten probten die Befreiung von amerikanischen Bürgern aus ihrer Botschaft in einem fiktiven „unfreundlichen" Land. Die Operation, bei der Hubschrauber eingesetzt wurden, fand in einem Militärlager westlich von Tokio statt. Dabei wurden auch Auseinandersetzungen mit Demonstranten, die auch von US-Soldaten gespielt wurden, simuliert.



Die sechste Fregatte 122 der BRD-Kriegsmarine ist im Januar in Anwesenheit von Verteidigungsminister Apel bei den Howaldtswerken-Deutsche Werft in Kiel vom Stapel gelaufen. Sie ist auf den Namen „Karlsruhe" getauft worden. Nach Mitteilung von Apel während des Stapellaufes wird das erste Schiff der Serie, die Fregatte „Bremen", im April dieses Jahres in Dienst gestellt werden. In fieberhafter Eile soll das gesamte Fregattenbauprogramm 1984 abgeschlossen werden. Die Kriegsschiffe haben rund 200 Mann Besatzung und sind mit je zwei Hubschraubern ausgerüstet.

Die USA-Streitkräfte haben im Laufe des Monats Januar große Munitionstransporte in ihre vorderen Stationierungsräume in der BRD durchgeführt. Agenturmeldungen zufolge sind wöchentlich vier bis fünf Transporte mit je 300 t scharfer Munition aus niederländischen Häfen über das Eisenbahnnetz durch das dichtbesiedelte Ruhrgebiet nach Süddeutschland gelaufen. Obwohl die Transporte eine erhebliche Gefährdung für die Bevölkerung bedeuteten, waren von der Bundesbahn keine besonderen Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden. Wie ein Sprecher der Bundesbahndirektion Essen gegenüber Journalisten erklärt hatte, sei seine Dienststelle von den USA-Streitkräften über Art und Umfang der hochexplosiven Transporte nicht informiert worden.

Ein umfangreiches Netz von Munitionsdepots für die NATO-Streitkräfte wird im Gebiet Ostbayerns errichtet. Die Mehrzahl der Munitionsbunker ist nach den Worten des Staatssekretärs im Bundeswehrministerium Penner bereits fertiggestellt oder im Bau. Von der Bevölkerung und den örtlichen Behörden gibt es heftige Proteste vor allem gegen die Errichtung eines Korps-Munitionsdepots im Raum Landshut, das in der Nähe des Kernkraftwerkes Ohu an der Isar gebaut wird.

Der amerikanische Kampfpanzer M-1 „Abrams" wird seit Januar an die in der BRD stationierten USA-Streitkräfte ausgeliefert. Als erste Einheit wird ein in der Nähe zur DDR-Grenze liegendes Bataillon der 3. USA-Panzerdivision damit ausgerüstet. Wie der für die Ausrüstung des USA-Heeres zuständige Generalmajor James Malony in einem





Interview mitteilte, sind Offiziere, Unteroffiziere und Techniker für die Indienststellung des „Abrams" speziell ausgebildet worden. Nach den derzeitigen Plänen soll das USA-Heer mit insgesamt 7058 Panzern des neuen Typs ausgestattet werden. Der 53,4 t schwere M-1 „Abrams" (Foto) ist mit einem Stückpreis von umgerechnet knapp sechs Millionen Mark der bisher teuerste Panzer der USA.

Ein Verteidigungssystem, „das im eigenen Land entwickelt wurde", wird gegenwärtig in Indien erprobt. Wie der Direktor der Offiziersschule der Artillerie in Deolalie, G. K. Batra, mitteilte, sollen damit Angriffe moderner Kampfflugzeuge wie des Jagdbombers F-16, mit dem die USA Pakistan ausrüsten wollen, abgewehrt werden. Nach den Angaben des Militärs schließt das neue Verteidigungssystem Boden-Luft-Raketen, modernste Radaranlagen sowie Raketenlenkeinrichtungen ein. Ein Teil der Waffen sei bereits von der Schule erprobt worden, wo für die Bedienung dieser Technik auch Offiziere der Luft- und Seestreitkräfte ausgebildet werden.

Argentinien und Brasilien haben auf dem Gebiet der Atomwissenschaften einen derartig hohen technischen Stand erreicht, daß sie ohne Schwierigkeiten innerhalb von drei Jahren eine Atombombe bauen könnten. Das hat der Vorsitzende der argentinischen Atomenergiekommission, Vizeadmiral Carlos Castro Madeiro, in einem Interview mit der Tageszeitung „Jornal do Brasil" erklärt. Wie er weiter sagte, bedürfe es nur „ein wenig mehr Forschung und einiger Anlagen wie zum Beispiel einer Fabrik zur Uranaufbereitung", damit die beiden südamerikanischen Staaten fähig wären, eine Atombombe herzustellen.

Waffen für 1,3 Milliarden Dollar hat Israel im vergangenen Jahr in 36 Länder exportiert. Wie die USA-Wochenzeitung „Newsweek" berichtete, sind in der israelischen Rüstungsindustrie etwa 300000 Menschen beschäftigt. Als Hauptabnehmer der israelischen Waffen nennt die Zeitschrift vor allem Südafrika, Guatemala und Taiwan.

Auf Flughäfen und Raketenstützpunkten der USA wurde die Welt von 1950 bis 1980 durch Havarien 120mal der Gefahr einer nuklearen Katastrophe ausgesetzt. Wie die ČSSR-Zeitung „Rude Pravo" berichtet, wurden davon nur 32 Fälle der Öffentlichkeit bekannt, während die Dokumente über die restlichen tief in den Panzerschränken verborgen blieben. Wie die Zeitung schreibt, ist auch Washington einer nuklearen Gefahr ausgesetzt, jedoch einer anderen als die, von der die amerikanische Propaganda spricht: Um die Stadt herum befinden sich zehn Lager mit Kernwaffen. Aber das sei nicht ein Einzelfall, betont die Zeitung. So würden südlich von Los Angeles Kernwaffen in der Nähe eines Schulkomplexes gelagert, und in Honolulu sind solche Depots direkt in der Achse der Start- und Landebahn des internationalen Zivilflughafens untergebracht.

Redaktion: Walter Vogelsang
Fotos: ZB

In einem Satz

In der BRD und Westberlin sind gegenwärtig 247620 USA-Soldaten in 188 Standorten stationiert, davon gehören 210643 dem Heer, 36587 der Luftwaffe, 293 der Marine und 97 dem Marine-Korps an.

Im Dezember dieses Jahres soll eine volle Staffel von B-52-Bombern, bestehend aus 16 Flugzeugen, auf den Abschuß von Flügelraketen umgerüstet und voll einsatzfähig sein, nachdem im September 1981 die erste Maschine einsatzbereit war.

Amerikanische und spanische Landstreitkräfte werden der Zeitschrift „Europäische Wehrkunde" zufolge künftig gemeinsame Übungen durchführen, wobei beabsichtigt ist, die militärische Zusammenarbeit auch auf Seeoperationen der Flotten beider Länder auszudehnen.

Als neuer Chef des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) der Bundeswehr fungiert seit 1. Februar Kapitän zur See Elmar Schmähling, der Brigadegeneral Klaus Vollmer ablöste, welcher als Kommandeur die Panzerbrigade 34 in Koblenz übernommen hat.

Neben der Ausbildung der Soldaten der salvadorianischen Junta durch Spezialisten der USA-Streitkräfte im Lande werden in diesem Jahr 500 bis 600 Offiziersanwärter und ein Infanteriebataillon der Truppen El Salvadors auf einem USA-Militärstützpunkt ausgebildet.

Die im vergangenen Jahr von den USA der Türkei geleistete Rüstungshilfe belief sich auf 250 Millionen Dollar und soll in diesem Jahr auf 400 Millionen Dollar erhöht werden.

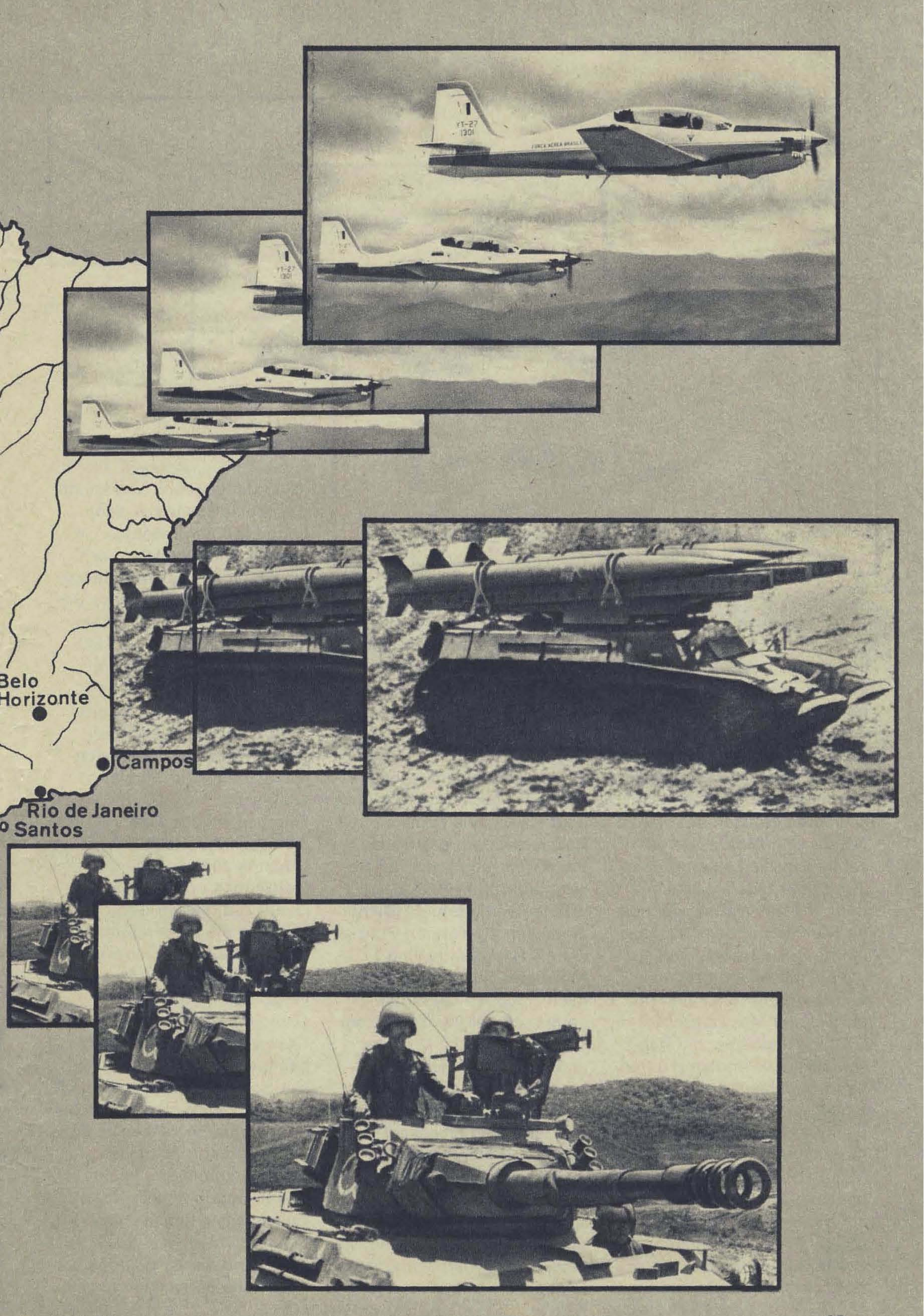
Vom Panzerschrank zum Panzer

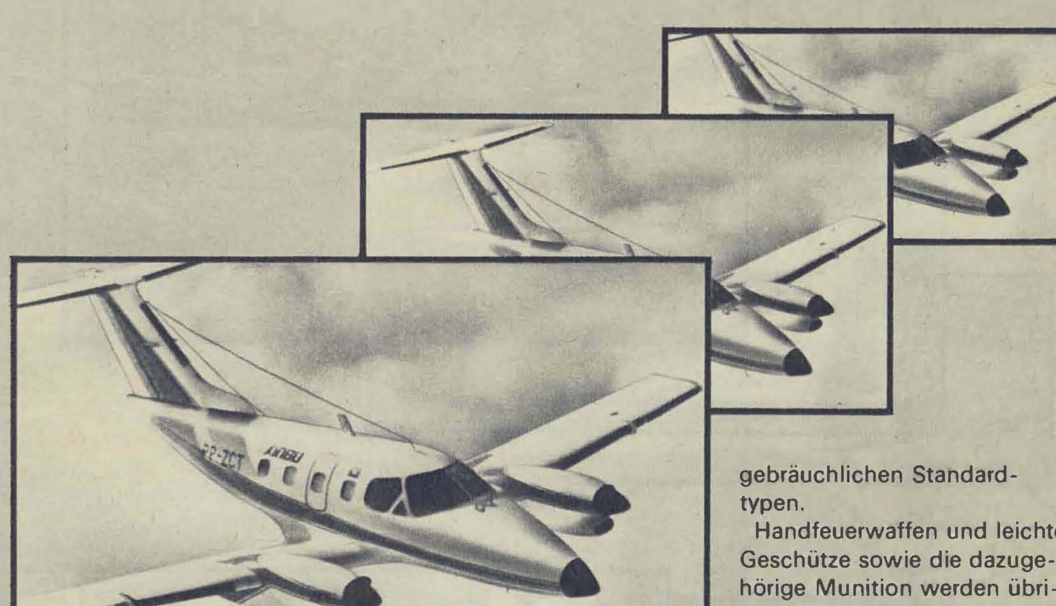


„Cascavel" (Klapperschlange) heißt ein schneller, dreiachsiger Radpanzer, der seit 1976 in Brasilien in großer Stückzahl hergestellt wird. Er ist 11 Tonnen schwer und besitzt als Hauptbewaffnung eine 90-Millimeter-Kanone mit Laser-Entfernungsmesser sowie zwei Maschinengewehre. Mit seinem Mercedes-Lkw-Motor erreicht er auf der Straße eine Geschwindigkeit von knapp 100 Kilometern pro Stunde. Das Fahrzeug wird aber auch wegen seiner guten Geländegängigkeit und Robustheit gerühmt. Die Motorwartung kann mit den Mitteln des handelsüblichen Ersatzteilprogramms für Lkw-Motoren von Daimler-Benz erfolgen. Diese werden ebenfalls in Brasilien in großen Serien hergestellt, denn Daimler-Benz beherrscht den brasilianischen Lastwagenmarkt weitgehend. Produziert wird der „Cascavel" von der in Sao Paulo ansässigen Firma Engesa (Engenheiros Especializados S. A.).

Von der Rüstungsbranche der kapitalistischen Industriestaaten zunächst kaum beachtet, hat sich die Engesa innerhalb eines Jahrzehnts zum „größten Radpanzerhersteller der westlichen Welt" entwickelt. Zumindest sieht es die eigene Firmenreklame so. Tatsächlich verlassen rund 1000 Radpanzer jährlich die Fließbänder der Engesa. Neben dem „Cascavel" baut der brasilianische Rüstungskonzern noch den vier Tonnen schweren Aufklärungspanzer „Jararaca" (Giftschlange), den Schwimmpanzer „Urutu" (Wasserschlange) und den Mannschaftstransporter „Sucuri" sowie unterschiedliche Spezialfahrzeuge für militärische Zwecke.

Da das rund 130000 Mann starke brasilianische Heer aber nur etwa 120 Radpanzer jähr-


YT-27
1301
FORÇA AÉREA BRASILEIRA
Belo
Horizonte
Campos
Rio de Janeiro
Santos



lich benötigt, geht der größte Teil der Produktion in den Export. Hauptabnehmer sind Länder Lateinamerikas, wo Brasilien die USA bereits vom ersten Platz als Waffenlieferanten verdrängt hat, sowie verschiedene Staaten des Nahen Ostens und Afrikas. So bezahlte Brasilien einen großen Teil seiner Erdölimporte aus dem Irak mit Waffen, die dort im Konflikt mit dem Nachbarland Iran eingesetzt werden.

Die Großserienproduktion von Radpanzern ist aber nur ein Teil der brasilianischen Rüstungsindustrie, die sich seit 1964, als in dem größten Land Südamerikas eine Militärregierung die Macht übernahm, in beachtlichem Umfang entwickelt hat.

Eine ebenfalls in Sao Paulo beheimatete Firma, die früher auf die Herstellung von Panzerschränken und Sicherungseinrichtungen für Banken spezialisiert war, die Bernardini S. A., stieg groß ein in die Herstellung von Kettenpanzern. Seit 1979 produziert Bernardini den Zwanzigtonner XIA-2. Er erreicht eine Geschwindigkeit von 60 km/h und ist ebenfalls mit der 90-Millimeter-Kanone, zwei Maschinengewehren und einem Nebelgranatwerfer bewaffnet. Daneben baut die gleiche Firma ein mit Raketenwerfern bestücktes Panzerfahrzeug unter der Bezeichnung XLF-40.

Gegenwärtig erprobt Bernardini einen 40-Tonnen-Panzer, der als Hauptwaffe eine 120-Millimeter-Kanone besitzt und nach Angaben der Firma „praktisch vollständig mit brasilianischer Technik" ausgerüstet ist. Dieser Hinweis zeigt, daß sich die brasilianische Rüstungsindustrie von ihren früheren amerikanischen und vor allem westeuropäischen Lizenzgebern löst und eine eigene Rolle zu spielen beginnt. Dabei hält sie sich aber bei Kalibern und Munitionsarten weitgehend an die in den USA und Westeuropa gebräuchlichen Standardtypen.

Handfeuerwaffen und leichte Geschütze sowie die dazugehörige Munition werden übrigens in Brasilien schon seit langem von speziellen Heeresfabriken hergestellt. Diese Betriebe wurden 1976 zu dem Staatsunternehmen IMBEL zusammengefaßt und sind heute nicht nur in Lateinamerika, sondern auch unter allen Entwicklungsländern größter Produzent von leichten Waffen- und Munitionsarten.

Eine beachtliche Position hat die brasilianische Rüstungsindustrie auch im Bau von Flugzeugen und Raketen erreicht. Auf diesem Gebiet dominieren die Firmen Embraer und Avibras. Embraer produziert die leichten Turboprop-Flugzeuge „Bandeirante" (Fahnenträger) und „Xingú" (Name eines Amazonas-Nebenflusses). Die Flugzeuge sind sowohl für zivile als auch militärische Zwecke einsetzbar und werden in zahlreiche Länder exportiert. Ebenfalls von Embraer kommt der leichte Düsen-Jagdbomber „Xavante" (Name eines Indianerstammes).

Während die Turpoprops brasilianische Entwicklungen sind,

beruht die „Xavante" auf einer italienischen Lizenz. Mit italienischer Unterstützung soll ab 1984 auch ein neues, moderneres Militärflugzeug gebaut werden. Wichtigste Kampfflugzeuge der 35 000 Mann starken Luftwaffe Brasiliens sind bisher französische „Mirage"-Typen.

Außer Artillerie- und Panzerabwehr-Raketen produziert die einschlägige brasilianische Industrie – vornehmlich das Unternehmen Avibras – auch größere Projektile. „Sonde III" heißt eine Rakete, die meteorologischen Zwecken dient. Ihre Weiterentwicklung, „Sonde IV", soll Nachrichtensatelliten in den Weltraum tragen können.

In Brasilien entstand in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten eine starke Werftindustrie. Auch hier wird die Entwicklung von eigenen U-Booten, Schnellbooten und Korvetten vorbereitet, wobei man sich in der ersten Phase noch auf Lizenzen aus Großbritannien (Überwasserschiffe) und der BRD (U-Boote) stützen will.

Daß die Errichtung einer Militärregierung und der Aufbau einer starken Rüstungsindustrie in Brasilien parallel laufen, ist kein Zufall, sondern das Ergebnis einer gezielt betriebenen Politik. Die Offiziere, die 1964 die Macht im fünftgrößten Land der Erde übernahmen, waren von der Idee beherrscht, Brasilien eine Bedeutung in der Welt zu geben, die seiner Größe entspricht. Dafür schien ihnen die Schaffung einer eigenen Militär- und Rüstungsmacht unbedingt erforderlich zu sein. Und das um so mehr, als die immer schwieriger werdende Devisenbilanz Brasiliens die frühere Praxis, alle Rüstungsgüter zu importieren, nicht mehr zuließ. Andererseits war es so auch nicht möglich, aus der Rolle des Rohstofflieferanten und Absatzmarktes für die imperialistischen Industriemächte, vor allem die USA, herauszukommen.

So machten die regierenden Generale ihre Heeresbetriebe zur Lokomotive einer eigenen Rüstungsindustrie. Die Erfolge waren zunächst noch bescheiden. Ein Umschwung setzte Anfang der siebziger Jahre ein, als die erstarkende brasilianische kapitalistische Industrie die großen Profitmöglichkeiten der Waffenproduktion erkannte. Als potentielle Märkte hatte sie dabei zuerst die eigenen Streitkräfte und jene Staaten im Auge, die wegen ihrer weltweit geächteten Terrorpolitik Schwierigkeiten mit der Beschaffung militärischer Ausrüstung hatten, wie Pinochet-Chile, das Nikaragua Somozas, Stroessners Paraguay oder die ständig wechselnden Diktaturen Boliviens.

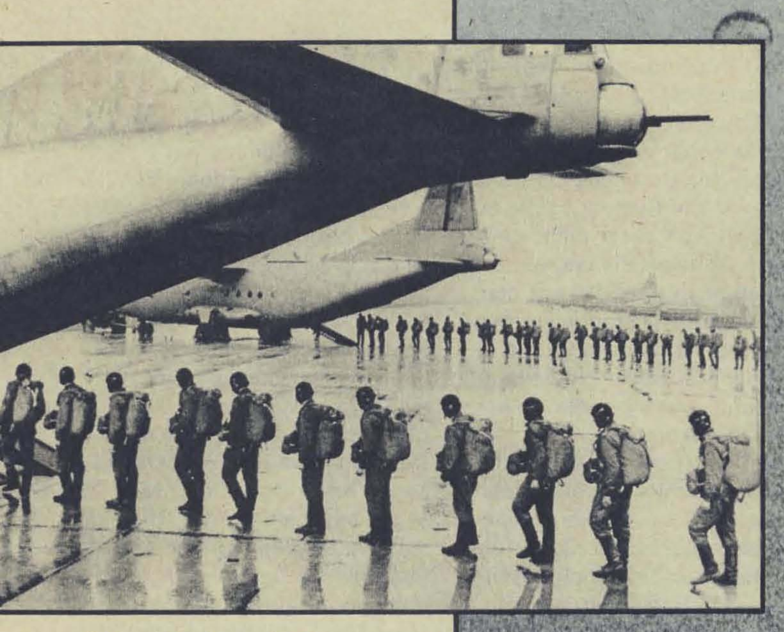
Da die brasilianischen Waffenlieferanten ihren Käufern keine politischen Bedingungen stellten und außerdem billiger liefern als die Konkurrenz, wurden aber auch zahlreiche junge Entwicklungsländer zu ständigen Kunden der brasilianischen Rüstungsindustrie.

Während 1979/80 die meisten Industrien Brasiliens in eine schwere Krise gerieten, nahm das Rüstungsgeschäft einen steilen Aufschwung. Die Produktion erreichte ein solches Volumen, daß nur noch rund 10 Prozent von den brasilianischen Streitkräften verbraucht werden können. Entsprechend schnellte der Export in die Höhe. 1979 verkaufte Brasilien Waffen für 450 Millionen Dollar, 1981 für 1,3 Milliarden, und in den nächsten Jahren wird mit weiteren starken Steigerungen gerechnet.

Insgesamt stellen heute in Brasilien etwa 350 Fabriken, in denen mehr als 100 000 Menschen beschäftigt sind, Rüstungsgüter aller Art her, von Fallschirmen und Napalmbomben bis zu Raketen. Im März 1980 erklärte ein brasilianischer Kernkraftexperte im Senat in Brasilia, daß das Land bis 1990 in der Lage sein werde, Atomwaffen zu bauen. Die Regierung ließ daraufhin sofort öffentlich erklären, daß sie nicht an einen Bau von Kernwaffen denke, auch wenn die technischen Voraussetzungen dafür vorhanden seien.

Bisher hat sich Brasilien nicht auf seiten der USA am imperialistischen Wettrüsten beteiligt und auch die von Washington gewünschte Bildung eines Südatlantikpaktes (SATO) immer abgelehnt. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß sich in Brasilien ein militär-industrieller Komplex gebildet hat, der seine eigenen imperialen Interessen entwickelt. Sie liegen zunächst in der Sicherung eigener Rohstoffquellen und Absatzmärkte, langfristig jedoch auch in der stärkeren Einflußnahme auf die weltpolitischen Entwicklungen, besonders in den jungen Nationalstaaten der südlichen Hemisphäre.

Text: Gerhard Desombre
Bild: Archiv



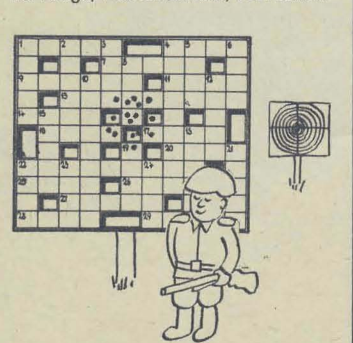
Und der Himmel hängt voller Schirme

Der Angriff ist ins Stocken geraten. In dieser Manöversituation entschließt sich der Oberkommandierende, seine Luftlandetruppen ins Gefecht zu führen. Abgesetzt werden sie hinter den „gegnerischen" Linien, um die eigenen Einheiten zu entlasten und die taktische Initiative wieder zu erlangen. Eine Staffel AN-8 nach der anderen fliegt über das Übungsgebiet. Aus der Heckluke jeder Transportmaschine springen 70 Fallschirmjäger heraus. Anfangs noch schnell herunterstürzende Knäuel, schweben sie bald langsam herab, sicher getragen von ihren Fallschirmen. Einige Minuten nur, und der Himmel hängt voller weißer Schirme. Zu Hunderten landen sie auf der Erde. Flugs befreien sich die Soldaten von ihnen, greifen zur MPi, sammeln sich, gehen ins Gefecht. Unerschrockene Kämpfer sind sie, diese sowjetischen Fallschirmjäger.

Text: Oberstleutnant Spickereit
Bild: Archiv



Waagerecht: 1. mongolischer Viehzüchter, 4. Maschinenelement, 7. Salzlösung, 10. bedeutender deutscher Mathematiker des 18./19. Jh., 13. Windschatten, 14. Schachausdruck, 15. heftige Verneinung, 16. Stockwerk, 17. erzählende Versdichtung, 19. Voranschlag, 21. Zierpflanze, 22. Gestalt aus „Tiefland", 23. Ferment des Wiederkäuermagens, 25. sagenhafter Keltenkönig, 26. ein Fisch, 29. Holzlatte, 32. deutscher Theater- und Filmregisseur, NPT, gest. 1966, 35. italienischer Maler des 16./17. Jh., 36. Farbton, 37. Nadelbaum, 39. Stadt in den Niederlanden, 40. weiblicher Vorname, 42. Körperteil, 45. Meistergrad beim Judo, 47. Pädagoge, 49. Bucht, 50. Hausflur, 52. spanischer Schriftsteller des 16./17. Jh., 55. Gestalt aus „Till Ulenspiegel", 56. beliebte Kinderfigur der NBI, 57. Biene, 58. europäische Landschaft, 59. Kettengesang, 60. Gestalt aus „Idomeneo", 62. Lebensgemeinschaft, 64. Stadt auf der Sinai-Halbinsel, 66. Ruhe, 67. griechischer Name der in Kleinasien eingedrungenen Kelten, 70. Nachtschattengewächs, 71. Abfluß des Baikalsees, 74. Zutritt, 78. Motiv, Beweggrund, 81. jugoslawische Insel, 83. Erfrischung, 85. Schiff der griechischen Sage, 86. selbständiger Sachbearbeiter, 87. Fischfanggerät, 88. Nebenfluß der Warta, 89. Sinnesorgan, 91. starker Süßwein, 93. Rückstände beim Keltern, 97. Gestalt aus „Arabella", 100. See in der UdSSR, 102. Strom in Westafrika, 106. Turngerät, 108. afrikanisches Liliengewächs, 109. Stadt in Schweden, 110. Fragepunkt, 111. Bewohner der SAR, 112. Postsendung 113. Gestalt aus „Egmont", 115. Scheuermittel, 116. Flüßchen im Harz, 118. Angehöriger einer Gruppe von Volksagitatoren in der Französischen Revolution, 121. Insel in der Irischen See, 123. Studentenmagazin des Berliner Rundfunks, 125. baumartige Zimmerpflanze, 128. Schieferfelsen, 129. Grünfläche, 131. nordische Hirschart, 132. Opernlied, 134. Edelgas, 136. Bestandteil der Düngemittel, 138. Krankheitserreger, 141. Rohform einer Plastik, 143. meist fester Bestandteil der Erdrinde, 146. Ortsveränderung, 147. Fallwind an der dalmatinischen Küste, 149. Stadt an der Adige, 150. Geschenk, 152. Baumstraße, 153. Schwertlilie, 155. norwegischer Mathematiker des vor. Jh., 157. französischer Maler des vor. Jh., 158. jugoslawische Stadt, 159. Gartenhäuschen, 160. aromatisches Getränk, 161. Tanzschüler, 162. Leine, 163. Abschluß, 164. Bewohner Kariens.



Senkrecht: 1. Name des Storchs in der Tierfabel, 2. Führer einer Kosakenabteilung, 3. Kurort im Harz, 4. Untiefe, 5. Operngestalt bei Gotovac, 6. jugoslawischer Physiker, gest. 1943, 7. tiefe Zuneigung, 8. Baumteil, 9. Schwimmvogel, 10. Gattung, Art, 11. Steuer, Beitrag, 12. Platz, 18. mittelitalienische Stadt, 20. Fluß im Osten der UdSSR, 24. Stadt an der Elbe, 27. Weinernte, 28. Komponist der DDR, 30. Heldenstadt in der UdSSR, 31. Destillationsprodukt, 33. englischer Fluß, 34. Sammlung altisländischer Dichtungen, 36. günstigster Zustand des Kulturbodens, 38. Stadt in den Niederlanden, 41. Sperr- und Regelvorrichtung, 43. Begriff beim Tennis, 44. behördliche Entscheidung, 46. eine der drei Erinnyen, 47. Oper von Smetana, 48. Name des Hahnes in der Tierfabel, 49. Brotaufstrich, 51. Strom in Westafrika, 53. Staat der USA, 54. törichtes Gerede, 61. Komponist der Operette „Die lustige Witwe", 63. Echo, 65. Kartenwerk, 68. Kalifenname, 69. griechische Göttin der Morgenröte, 72. Oper von Bellini, 73. Schweizer Kurort, 74. Schauspielerin der DDR, 75. inneres Organ, 76. Blutsverwandter väterlicherseits, 77. spanische männliche Anrede, 79. Reiterstichwaffe, 80. Brauch, 82. Abschiedswort, 84. Höhenrücken des Weserberglandes (BRD), 88. Hafenstadt in Brasilien, 90. Küchengerät, 91. Nebenprodukt der Zuckergewinnung, 92. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 94. Wendekommando, 95. forstwirtschaftliches Raummaß, 96. griechischer Buchstabe, 98. Wunderwerk, 99. Edelapfel, 101. Kraftwagenschuppen, 102. Ölpflanze, 103. afrikanische Viehseuche, 104. eigenwilliges Benehmen, 105. Preisgrenze, 107. Einheit der elektrischen Stromstärke, 114. Ölpflanze, 117. Wickelgewand der Inderin, 119. römischer Kaiser, 120. südfranzösische Stadt, 122. indischer Wasserbüffel, 124. Angehöriger der ehemals herrschenden Klasse in Peru, 126. Stahlplatte mit Versteifungen, 127. Schreitvogel, 130. kleine Deichschleuse, 132. Garderobe, 133. Operngestalt bei Richard Wagner, 135. Kalifenname, 137. niedere Wasserpflanze, 139. deutscher Schriftsteller, 1919 ermordet, 140. Berater, 142. Flachland, 144. Nasenlaut, 145. deutscher Erzähler, gest. 1910, 146. erster Kosmonaut der ČSSR, 148. Stoffschaden, 151. weibliches Rollenfach, 154. Fluß in Mittelasien, 156. Gestalt aus „In Frisco ist der Teufel los".

Preisfrage

Die Buchstaben in den Feldern 92, 125, 86, 97, 48, 139, 53, 98, 11, 54 und 67 ergeben in dieser Reihenfolge eine für jeden Schützen verflixte Situation. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 5. 1982. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 5/82.

Auflösung aus Nr. 3/82

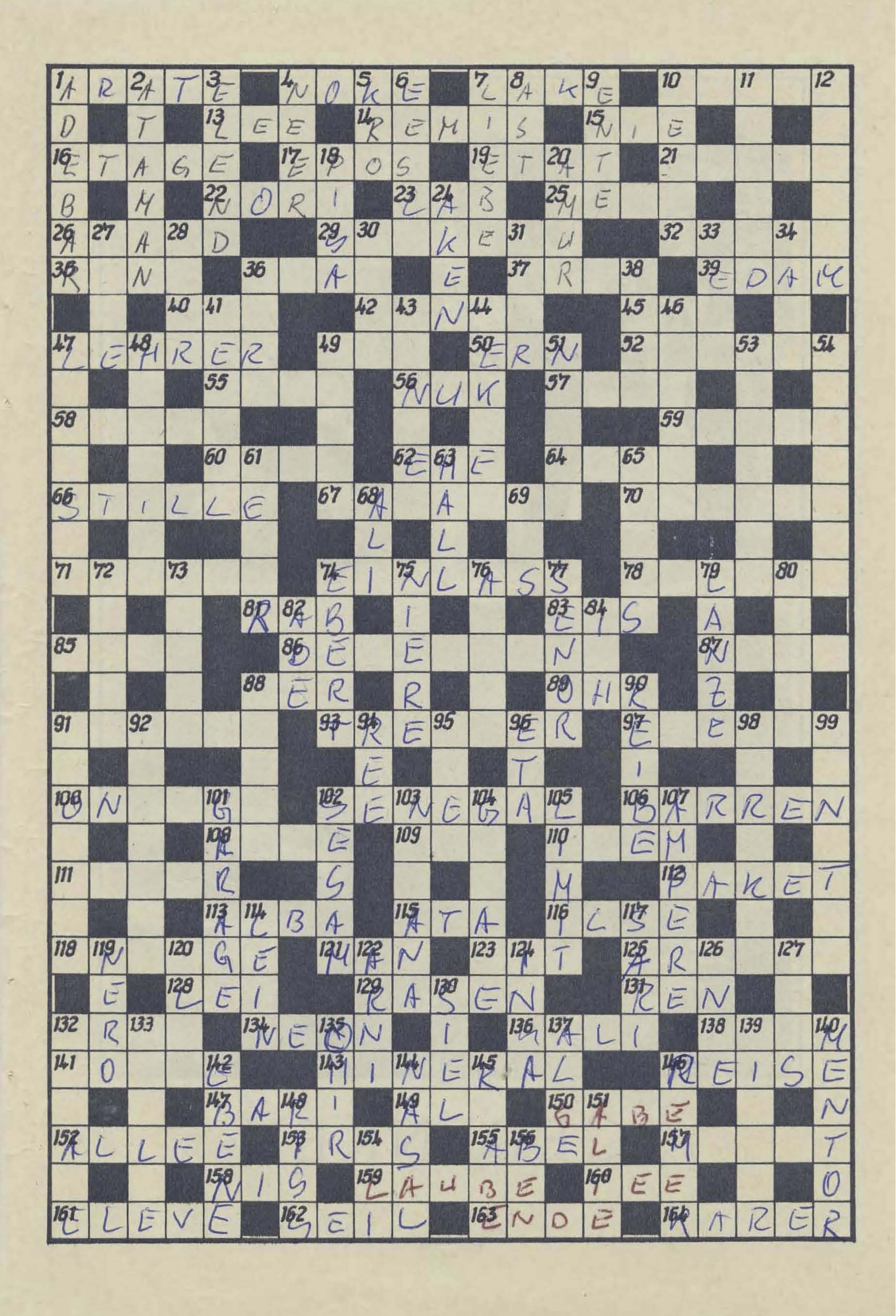
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Konstantin Simonow. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Tomate, 5. Lille, 9. Romane, 13. Adebar, 15. Eremit, 17. Nomade, 18. Oberhof, 19. Steige, 20. Eros, 22. Fase, 24. Stiel, 27. Espe, 29. Elen, 31. Rinde, 34. Cher, 36. Ilia, 37. Beil, 39. Ungar, 40. Lohe, 42. Teil, 43. Bess, 45. Arar, 48. Laib, 50. Alb, 52. Wiener Blut, 54. Optimismus, 56. Mol, 57. Hub, 59. Ata, 60. Riester, 65. Antares, 68. Tag, 69. Sol, 70. Strenge, 72. Gerät, 75. Ansager, 77. Lei, 78. Nep, 80. Albert, 81. Trasse, 82. Tee, 84. Ahn, 86. Leisten, 88. Arosa, 90. Sattler, 91. Ohr, 92. Uta, 93. Stander, 96. Terrine, 100. Imi, 102. Gel, 104. Nil, 105. Avantgarde, 106. Ikonograph, 107. Rad, 109. Eger, 112. Real, 115. Hefe, 117. Lese, 119. Ares, 120. Ikola, 121. Hera, 122. Ente, 124. Nara, 126. Paris, 129. Erda, 131. Saga, 132. Adams, 135. Iori, 137. Ader, 139. Nenner, 140. Natrium, 143. Miller, 144. Lawine, 145. Themse, 146. Kennel, 147. Arber, 148. Elegie.*

Senkrecht: *1. Tunis, 2. Mamai, 3. Tadel, 4. Eder, 5. Lab, 6. Irene, 7. Lehne, 8. Ero, 9. Riss, 10. Otter, 11. Asien, 12. Eleve, 14. Bosse, 16. Effel, 21. Oehme, 23. Anita, 25. Tube, 26. Emil, 28. Prus, 30. Lira, 32. Idol, 33. Drei, 35. Igel, 38. Eirene, 41. Hammer, 42. Tower, 43. Berme, 44. Soll, 46. Rita, 47. Roman, 49. Basis, 50. Ath, 51. Bob, 53. Borte, 55. Itala, 58. Ufer, 61. Intellekt, 62. Stevenson, 63. Egge, 64. Este, 66. Alabaster, 67. Edelstein, 71. Gatte, 73. Eifer, 74. Äneas, 76. Nitra, 77. Lot, 79. PEN, 83. Earl, 85. Haus, 87. Norma, 89. Orfe, 90. Satin, 93. Stake, 94. Amaler, 95. Eiger, 97. Eloge, 98. Italer, 99. Echse, 101. Irma, 102. Ger, 103. Lid, 104. Note, 108. Atom, 110. Gala, 111. Reni, 113. Einer, 114. Lied, 115. Hana, 116. Farad, 117. Leid, 118. Saum, 123. Trini, 125. Agame, 126. Panik, 127. Renan, 128. Siele, 130. Alter, 131. Seite, 132. Ariel, 133. Alleg, 134. Serie, 136. Oral, 138. Emse, 141. Ana, 142. Uhr.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 12/81 waren Bernd Rödel, 8019 Dresden, 25,– M; Rita Makowka, 1210 Seelow, 15,– M und Maat Frank Hintze, 2300 Stralsund, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann




Robert Uhrig
geb. 8.3.1903
von den Faschisten
am 21.8.1944 ermordet
...UND VOR ALLEM
HATTE ICH EIN ZIEL
VOR AUGEN.
ROBERT UHRIG

GEDENKEN

Ein Ehrenmal inmitten der Kaserne. Auf dem Grünstreifen vor den Fahrzeughallen in weißgrauen Quadern ein Gedenkstein und eine Reliefwand. Die metallene Tafel und die Bildhauerarbeit halten den Namen des Mannes fast, dem hier gedacht wird: Robert Uhrig. Ein Arbeiter, der mutig gegen den Faschismus, für ein besseres Morgen kämpfte und dafür sein Leben hingab.
Rote Fahnen flattern heute an den Masten, Flammen züngeln aus der Schale.
Ehrenposten sind aufgezogen, ein Soldat bläst eine Melodie: Das Lied vom kleinen Trompeter...
Die zwei, die einen Kranz an der Gedenkstätte niederlegen, sind Sportler. Gleich ihnen haben sich andere an diesem Ort versammelt. Fernwettkämpfer aus verschiedenen Truppenteilen, die hier im Robert-Uhrig-Regiment zusammenkamen, um ihre Besten zu küren.
Bevor sie sich im Wettstreit messen, sprechen sie am Ehrenmal ihren Sportlereid, geloben sie, ebenso zielbewußt und unerschrocken zu handeln wie Robert Uhrig. Als Sportler und als Soldat.
Ein Ehrenmal inmitten der Kaserne. Für unsere Volksarmee nicht ungewöhnlich.

Text: Oberstleutnant Spickereit · Bild: Manfred Uhlenhut





Appetit auf mehr

Sein Haar ist nun schon ergraut, aber noch immer dicht und gelockt wie einst, als Kuno Werner das Symbol unseres Skilanglaufs war und 28mal DDR-Meister wurde. Soviel Titel hat selbst unser Bester in der Loipe, der zweifache Weltmeister Gerhard Grimmer, nicht geschafft.

Aber Kuno ist auf Meisterjagd nicht nur im Langlauf, sondern auch im Biathlon gewesen. Ja, 1952 holte er sich sogar den Sieg in der Nordischen Kombination bei den DDR-Meisterschaften in Oberhof.

Am 10. Mai 1982 wird Kuno Werner immerhin schon 57 Jahre alt. Zwanzig Jahre sind dann vergangen, seit er aus der Spur trat. Doch gemach. Gemeint ist jene, die zu Spitzenleistungen führte, nicht die im Volkssport. Noch immer ist Kuno Werner aus Goldlauter-Heidersbach ein passionierter Skiläufer, der manches Rennen für „Normalverbraucher" mitmacht und 1978 sogar den 30 km langen Rennsteiglauf von Brotterode nach Oberhof in seiner Altersklasse klar gewann. „Nur mehr Zeit müßte man haben", stöhnt er, „dann würde ich mir schon 50 Kilometer pro Woche vornehmen."

Drahtig, muskulös und braungebrannt wie er ist, spiegelt sich in ihm nicht nur sportliche Vergangenheit, sondern eben auch Gegenwart. „Am 30. Januar ist der nächste Rennsteiglauf, und dieser Termin liegt günstig für mich."

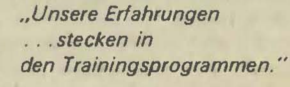
Im Armeesportklub Vorwärts Oberhof ist Kuno Werner heute Trainer in der ersten Förderstufe des Langlaufs. Und das bedeutet, für die Trainingszentren des ASK im Bezirk Suhl verantwortlich zu zu sein. Der Bogen reicht von Klings in der Rhön bis Großbreitenbach, das weit im Südosten des Thüringer Waldes liegt. Hundert Kilometer wohl ist die Distanz zwischen beiden Orten. Dazwischen liegt „sein Reich", dessen Fläche mehr aussagt über die Größe seiner Arbeit als die Zahl 100.

„Schreiben und auf Achse sein", so umreißt Kuno Werner seine Aufgabe, und so teilt er seine Zeit zwi-

schen Schreibtisch und Trabant-Kübelwagen, in dem er unterwegs ist zu den Trainingsstätten. Dort begutachtet er Training und Trainierende, lobt den Eifrigen, ermutigt den Zögernden, mahnt den Säumigen. „Unsere Erfahrungen und Erkenntnisse stecken in den Trainingsprogrammen", sagt Kuno Werner. „Sie gehen zugleich von den Erfordernissen aus, die für Jungen und Mädchen der Altersklasse 11/12 notwendig sind, damit sie als Erwachsene einmal Spitzenleistungen bringen. Ist so ein Plan beschlossen, dann müssen ihn alle Beteiligten konsequent und zielstrebig verwirklichen." In manchem sei es leichter, in anderem wiederum schwieriger als vor dreißig Jahren, und er erläutert das auch: „Die Möglichkeiten, sich sportlich zu betätigen und sein Talent zu entwickeln, sind heute unvergleichlich besser als zu meiner Zeit. Andererseits hat unser Nachwuchs eine Vielfalt sportlicher Disziplinen zur Auswahl, so daß es oft schwer ist, ein Kind für den Langlauf zu gewinnen. Er verlangt Fleiß und Ausdauer wie kaum eine andere Disziplin. Und ein sportliches Talent ist halt nicht nur im Langlauf gut, sondern auch woanders. Das heißt für mich und meine Übungsleiterkollegen, in erster Linie Überzeugungsarbeit zu leisten und die einmal entfachte Begeisterung zu erhalten."

An Begeisterung für den gelieb-

„Unsere Erfahrungen . . . stecken in den Trainingsprogrammen."



„Ist so ein Plan beschlossen . . ."





„. . . müssen ihn alle Beteiligten konsequent und zielstrebig verwirklichen."



ten weißen Sport hat es der Skilangläufer Kuno Werner mit jedem aufnehmen können. Als es 1948 mit Skiwettbewerben wieder begann, hat er sich die alten Schuhe und Bretter aufgemöbelt, denn neue gab es nicht. Unter den „Alten" wird heute noch über jene Begebenheit gelacht, wie Kuno zu schönen neuen Strümpfen kam.

Er hatte sich ein Schaf angeschafft, aber über große Kenntnisse, wie man es seiner Wolle entledigen könnte, verfügte er nicht. So verfolgte er das fliehende Tier immer wieder mit einem Eimer Wasser und begoß es so lange, bis es unter der feuchten Last in die Knie ging. Zugleich – so glaubte er – sei solcherart die Wolle gleich gewaschen. Die Schur dauerte lange, aber mit dem wollenen Schatz eilte er zu Spinnrad und Spinnerin, dann ließ er sich ein Paar schöne Schafwollstrümpfe stricken. Im folgenden Winter traf Kuno manch neidischer Blick ob seiner herrlich weißen Socken.

Nie hat Kuno Werner in seinem Bemühen nachgelassen, die Weltspitze zu erreichen, und manchmal schien es, als ob das Ziel sehr nahe sei. 1958 bei der Weltmeisterschaft in Lahti wurde er zwar auch nur 23., aber sein Rückstand zum neuen Weltmeister über 15 km, dem Finnen Veiko Hakulinen, betrug weniger als drei Minuten. Das war gegenüber Rang 50 vier Jahre zuvor bei der WM in Falun eine enorme Steigerung. 1959 im schweizerischen Andermatt wurde er bei einem internationalen Wettkampf über die gleiche Distanz gar Vierter hinter den drei schwedischen Weltklasseläufern Lennart Larsson, Assar Rönnlund und Janne Stefansson. Seine Hoffnung aber, den Anschluß zu schaffen, trog auch in diesem Fall. Und so sahen ihn die Olympischen Winterspiele 1960 auch im Biathlon am Start. Als Neunter erreichte er eine für die damalige Zeit glänzende Plazierung. Heute sagt er ohne Bitterkeit: „Ich habe immer nur die Siege anderer erlebt. Und dabei tat ich alles, um erfolgreich zu sein. Was uns nie verzagen ließ, waren die Erfolge der DDR in den anderen Disziplinen."

Es hat bis 1970 gedauert, ehe ein DDR-Langläufer endlich die Weltspitze erreichte und sie in den folgenden Jahren auch mitbestimmte. Daß es Kuno Werners Klubkamerad Gerhard Grimmer war, hat den nimmermüden Altmeister besonders gefreut. Ja, es war eine späte Genugtuung, daß Gerhard Grimmer, der 1974 zweifacher Weltmeister (50 km und Staffel) wurde, stets betonte, Kuno Werner sei sein Vorbild gewesen. „So werden wie Kuno, das ist zuerst mein Ziel gewesen, als ich Mitglied des ASK Vorwärts wurde. Denn seine Zähigkeit, sein Fleiß waren für jeden jungen Sportler erstrebenswert." So sieht Oberstleutnant Grimmer, der Leiter des Oberhofer Armeesportklubs, diese Sache noch heute.

Der Trainer Kuno Werner ist davon überzeugt, daß man Liebe und Zuneigung zum Skilauf anerzie-

„. . .damit sie als Erwachsene einmal Spitzenleistungen bringen."



hen kann – „. . .sonst wären wir schlechte Pädagogen." Das Erlebnis des Erfolges sei es, mit dem der Appetit auf mehr anwachse. Das wisse er von sich selbst.

Kuno Werners geschulte Augen erspähen unter seinen vielen Hundert Schützlingen zwischen Klings und Großbreitenbach oft den Unscheinbaren. „Die Besten, die Sieger, die Erfolgreichen bei den Schülern sind nicht immer die Besten von morgen. Wie oft weckt erst die Niederlage den Eifer, den Ehrgeiz. Und deshalb achte ich auch auf jene, die heute noch gar nicht auffallen, aber entwicklungsfähig sind."

Ehe er die Verantwortung für den Langlaufnachwuchs und damit ein für den Armeesportklub sehr wichtiges Gebiet übernahm, hat Kuno Werner im Biathlon gearbeitet. Zwei seiner damaligen Schützlinge: die ASK-Biathleten Matthias Jacob und Stefan Jung. Matthias war die große Entdeckung der Saison 1981, als er in die Nationalmannschaft der Männer aufrückte und mit der DDR-Staffel in Lahti sogar Weltmeister wurde. Kuno Werners beste Athleten haben auch die besten seiner Eigenschaften: Begeisterung und Einsatzbereitschaft, Fleiß, Ehrgeiz und den unermüdlichen Kampfeswillen, unablässig hohe Ziele anzustreben.

Kunos graue Strähnen sind nicht zu übersehen, aber auch nicht das jugendliche Feuer eines Mannes, der im Mai schon 57 Jahre alt wird und sich den Mai seines Lebens erhalten hat.

●

PS: Wenn man schon über ihn berichte, sagte Kuno Werner, dann dürfe man nicht versäumen, den vielen fleißigen Übungsleitern zu danken, die Woche für Woche, Wochenende für Wochenende, über lange Jahre hinweg vorbildliche Arbeit leisten würden. Ohne sie wäre ein Erfolg seines Wirkens nicht denkbar.

Text: Roland Sänger
Bild: Gerhard König



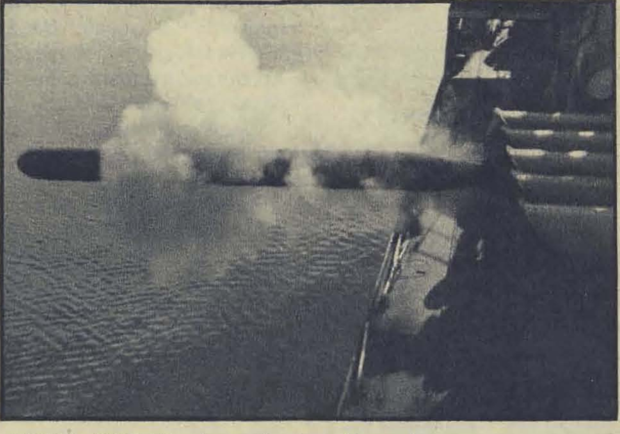
„. . .und deshalb achte ich auch auf jene, die heute noch gar nicht auffallen, aber entwicklungsfähig sind."



Ein Altmeister des Skilanglaufes – Major d. R. Kuno Werner



UNSER TITEL: Leutnant Hoang Van Can, fotografiert von Oberstleutnant Ernst Gebauer. Siehe dazu die Seiten 36 bis 41!



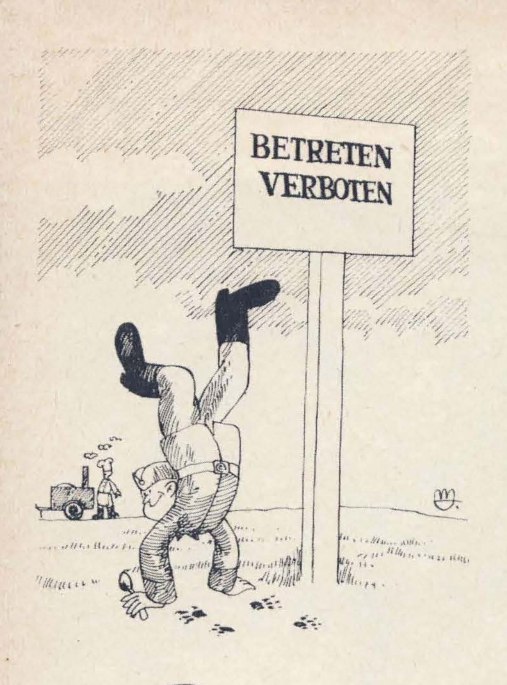
UNSER POSTER: Ausstoß eines Torpedos aus dem Heck-Fünflingsrohrsatz eines großen UAW-Schiffes der sowjetischen Seekriegsflotte. Bild: „Sowjetski woin"



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Redaktion „Armee-Rundschau"
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 46130
Telefon: 4300618
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Auslandskorrespondenten:
Kapitän 1. Ranges L. Jakutin – Moskau
Oberstleutnant J. Semerak – Prag
Oberstleutnant T. Oziemkowski – Warschau
Major G. Udovecz – Budapest
Oberst I. Capet – Bukarest
Oberst W. Tschankoff – Sofia
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1.– Mark. Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich
Artikel-Nr. (EDV): 52315
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 1040 Berlin, Linienstr. 139/40, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungs-Vertriebsämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160
Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Str. 28–31, Tel.: 2703343 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Gestaltung: Joachim Hermann/Horst Scheffler
Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 1. 2. 1982

INHALT





„Liebe Andrea! Die Zeit hier vergeht wie im Fluge . . ."

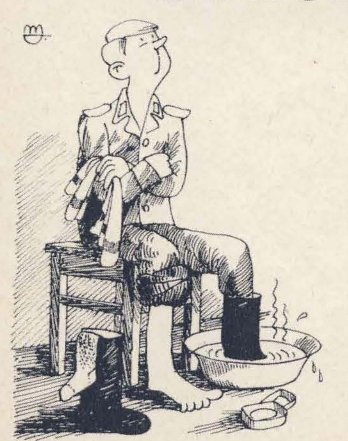


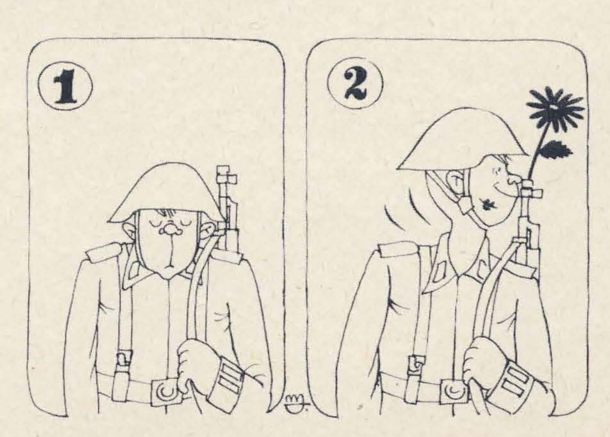


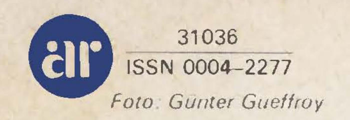


April-Scherze

gezeichnet von Martin Jahn







31036
ISSN 0004-2277

Foto: Günter Gueffroy

DIE CAUFNER SCHWESTERN